Natur- und Kulturdenkmäler der Insel Rügen VII.

Rügens Burgwälle

und die slavische Kultur der Insel

Von Dr. W. Petzsch

Custos der prähistorischen Abteilung
des Museums zu Stralsund

1927

Verlag von Walter Krohß in Bergen auf Rügen



Goldbrosche von Hiddensee.

Natur- und Kulturdenkmäler der Insel Rügen VII.

Rügens Burgwälle
und die slavische Kultur der Insel

Von Dr. W. Petzsch
Custos der prähistorischen Abteilung
des Museums zu Stralsund

1927
Verlag von Walter Krohß in Bergen auf Rügen

Vorwort.

Der Zweck des vorliegenden Büchleins ist ebenso wie bei dem 1925 erschienenen Heft über die Hünengräber und die ältesten Kulturen der Insel in erster Linie der, das Interesse für die Denkmäler der Vorzeit, das erfreulicherweise in weiten Kreisen vorhanden ist, zu vertiefen und zu ihrem Verständnis beizutragen. Besonders hat mich der Gedanke befriedigt, daß ich damit ein Hilfsmittel für den heimatkundlichen Unterricht Lehrern und Schülern der höheren Schulen wie der Volksschulen schaffen könnte; aus diesem Grunde habe ich hier alles zusammengefaßt, was uns über die slavische Kultur unserer Heimat bekannt ist. Das wird dieses Büchlein auch dem engeren Fachkollegen willkommen erscheinen lassen. Wo ich von früheren Forschungsergebnissen abgewichen bin, tat ich das stets nach reiflicher Überlegung und auf Grund eigener Beobachtungen und Forschungen.

Wenn dies Büchlein dazu beiträgt, daß alle vorgeschichtlich interessierten Kreise, vor allem meine Kollegen im Lehramt in Stadt und Land, den Burgwällen und den anderen Überresten der slavischen Kultur dieselbe Beachtung schenken wie den altgermanischen Hünengräbern und der Steinzeitkultur, dann hat es seinen Zweck reichlich erfüllt.

Für die Zeichnungen und Pläne, die dies Buch zieren, bin ich dem verstorbenen Herrn Kunstmaler Braumüller zu Dank verpflichtet. Daß das Buch in diesem Umfange und dieser Ausstattung erscheinen konnte, werden die Leser dem Verleger danken.

Putbus, im Februar 1927.

Studienassessor Dr. Petzsch
Staatlicher Pfleger
für kulturgeschichtliche Bodenaltertümer Rügens.

Schrifttum.

Behla: Die vorgeschichtlichen Rundwälle im östlichen Deutschland. Berlin 1888.

L. Giesebrecht: Die Burgwälle der Insel Rügen. Baltische Studien Bd. 12 H. 2. 1846.

Die Burgwälle der Insel Rügen nach den im Sommer 1868 unternommenen Untersuchungen. Baltische Studien Bd. 24 S. 234. 1872.

A. Haas: Beiträge zur Kenntnis der rügenschen Burgwälle. Baltische Studien N. F. 14 1910 S. 33.

C. Schuchhardt: Rethra und Arkona. Sitzungsber. d. Preuß. Akad. d. Wissensch. 1921 LXX. 763. — Vineta, ebenda 1924 XXV.

C. Schuchhardt: Arkona, Rethra, Vineta. Berlin 1926.

A. Haas: Slavische Kultstätten auf der Insel Rügen. Pomm. Jahrb. 19. 1918.

Baier: Die Insel Rügen nach ihrer archäologischen Bedeutung. Stralsund 1886.

Mecklenburgische Geschichte in Einzeldarstellungen. Heft II. R. Wagner: Die Wendenzeit. Berlin 1899. — Heft I. R. Beltz: Vorgeschichte von Mecklenburg S. 153.

A. Haas: Arkona im Jahre 1168. 2. Aufl. Stettin 1925. (Übersetzung der Partien von Saxo über Arkona und Garz.)

Die Geschichten von den Orkaden, Dänemark und der Jomsburg, übertr. von W. Baetke. Jena 1924. S. 223 (Knytlingersaga.)

Hennig: Zur Verkehrsgeschichte Ost- und Nordeuropas im 8. bis 12. Jahrhundert. Histor. Ztschr. 115. 1916.

Saxo Grammaticus: Historia Danica, herausg. von Müller & Velschow, Kopenhagen 1839—58.

Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit in deutscher Bearbeitung, herausg. von Pertz, Grimm, Lachmann, Ranke und Ritter. Bd. 6, 12. Jahrh., Berlin 1869 (Herbord: Vita Ottonis). Bd. 7 1852 (Helmold: Slavenchronik).

Petzsch: Wollin oder Peenemündung? (Zur Lage von Vineta.) Unser Pommerland X. 1925. Heft 3 S. 85.

Bersu: Slavische Hügelgräber bei Neudorf, Kreis Regenwalde. Prähist. Ztschr. XVI. 1925 S. 64.

H. Schumann: Die Burgwälle des Randowtals. Baltische Studien XXXVII. 1887.

O. Almgren: Ein Runenstein auf Rügen? (Studien zur vorgeschichtlichen Archäologie, herausg. von H. Mötefindt. Leipzig 1925. S. 215.)

M. Wehrmann: Geschichte von Pommern. Gotha 1904. Bd. I S. 26 ff.

M. Wehrmann: Geschichte der Insel Rügen. Greifswald 1922. Bd. I S. 6—47.

P.U.B. (Pommersches Urkundenbuch) Bd. 1—6.

Rügens Burgwälle

und die slavische Kultur der Insel

Hünengräber und Burgwälle, die sichtbarsten Zeugen längstvergangener Zeiten und Kulturen, sind in der Phantasie des Volkes wie in der Vorstellungswelt weiter Kreise zu einer Einheit zusammengeschlossen; daß es geschah, beruht auf einem merkwürdigen Zufall. Wäre der alte Clüver im 17. Jahrhundert nicht ein so guter Tacituskenner gewesen, daß er sich am Schwarzen See bei Stubbenkammer, heute Hertha-See geheißen, an den Bericht des römischen Geschichtsschreibers über den Nerthuskult bei den Germanen „auf einer Oceaninsel" erinnert fühlte, dann wäre man kaum auf den Gedanken gekommen, die Herthaburg den Germanen zuzuweisen. In Wahrheit sind ja doch die beiden Kulturen, die in jenen gewaltigen Bauwerken ihren äußeren Ausdruck gefunden haben, unvereinbare Gegensätze, Kennzeichen nicht nur gegensätzlicher Lebens- und Weltanschauung, sondern grundverschiedener Rassen, deren Feindschaft durch zwei Jahrtausende deutscher Geschichte bezeugt wird. Germanentum und Slaventum, gemeinsamer Wurzel entsprossen und doch unversöhnliche Gegner: auf der einen Seite tatenfrohe Energie, die von ihrem Jugendstadium in der Bronzezeit an unentwegt zur Entfaltung aller reichen und schönen

Eigenschaften, zu Kulturschöpfungen von unerreichter Großartigkeit und Schönheit drängt, auf der anderen ein schier unglaubliches Festhalten am Alten, Unlust und Unfähigkeit zu kulturellen Neuschöpfungen, ja selbst zur Staatenbildung — größere Gegensätze lassen sich nicht denken! Ihre entscheidende Auseinandersetzung auf dem Boden Ostdeutschlands ist eine Großtat deutschen Kulturwillens, auf slavischer Seite eine unerhörte Tragödie des Unterganges eines unfähigen Volkstums, das sich in eigensinniger Ablehnung aller Kulturfortschritte seiner hochentwickelten Umgebung selbst das Todesurteil gesprochen hatte. Wenn bei kriegerischer Auseinandersetzung zwischen Germanen und Slaven von beiden Seiten die Vernichtung des Gegners mit schonungsloser Härte und Grausamkeit erstrebt und durchgeführt wurde, so daß der Kampf in weiten Gebieten Brandenburgs, Mecklenburgs und Preußens mit der völligen Ausrottung der slavischen Bevölkerung endete, so ist das bei der jugendlichen Wildheit der starken germanischen Kultur ebenso verständlich wie bei dem wütenden Haß der unterlegenen Slaven gegen den stärkeren Sieger; die größere Tragik aber liegt doch in dem unblutigen Untergang slavischen Volkstums in Pommern und auf Rügen, den die eigenen Landesfürsten, selbst slavischen Geblüts, im eigenen wohlverstandenen Interesse durch Ansiedlung deutscher Bauern und Förderung deutscher Klöster auf Kosten ihrer Untertanen heraufführten. Die Christianisierung und Germanisierung Rügens ist keine gewaltsame Ausrottung der wendischen Bevölkerung, sondern ein unmerklicher, hundertjähriger Todeskampf ihres Volkstums. Wenn uns um 1450 berichtet wird, daß die letzte wendisch sprechende Frau Rügens

gestorben sei, so gibt das nur das Schlußdatum für den Untergang des Wendentums, der sich im Laufe eines Vierteljahrtausends unmerklich vollzogen hat. So wird auch eine Betrachtung der wendischen Kultur der Insel nicht Halt machen dürfen im Jahre 1168, dem Jahre der Eroberung von Arkona und Garz, sondern mit Hilfe der spärlichen urkundlichen Überlieferung noch weit in das folgende Jahrhundert hineingreifen müssen.

Sind wir bei Betrachtung der stein- und bronzezeitlichen Hünengräberkultur des Landes ausschließlich auf die Ergebnisse der „Wissenschaft des Spatens“, der Bodenforschung und Fundverwertung angewiesen, so liegt die Sache für die Wendenzeit auf den ersten Blick wesentlich günstiger. Die vielen Kämpfe zwischen Deutschen und Wenden haben die mittelalterlichen Geschichtsschreiber zu mannigfachem Studium der Kampfesweise und politischen Verfassung der Feinde angeregt; das hat sie dann natürlich auch auf die allgemeine materielle und geistige Kultur der Slaven geführt, wobei der wendische Götzendienst das besondere Interesse der meist dem geistlichen Stande angehörenden Schriftsteller erregte. Aber der Wert dieser Nachrichten wird doch stark beeinträchtigt durch die feindliche Stellung des deutschen Geistlichen gegen den wendischen Heiden, die ihm vielfach ein sachliches und gerechtes Urteil unmöglich machte. Dazu kommt, daß manches, was uns von größtem Wert für die Beurteilung jener Kultur ist, den mittelalterlichen Historiker ganz und gar nicht interessierte, wie Fragen der Wirtschaft, des Handels u. a. Da bleiben wir doch zur Beantwortung zahlreicher Fragen auf die Bodenforschung angewiesen, die den Bericht der mittelalterlichen Berichterstatter in vielen Fällen bestätigt,

in manchen korrigiert und ergänzt hat. Einiges, wenn auch nicht viel, werden wir auch aus den Urkunden des 12. und 13. Jahrhunderts noch für die Zeit vor der Einführung des Christentums erschließen dürfen; dagegen müssen Volkssagen, die sich an die Burgwälle anschließen, als Geschichtsquelle im allgemeinen abgelehnt werden, da sie nur zu leicht zu falschen Deutungen und Schlüssen führen können. Anders steht es aber mit den slavischen Ortsnamen, bei denen eine einwandfreie Deutung in vielen Fällen möglich ist.

Die Bodenforschung, der wir so viele wichtige Feststellungen verdanken, hat zwar die slavische Kulturhinterlassenschaft lange Zeit vernachlässigt; ihre Bedeutung für diese jüngste Vorgeschichtsperiode ist erst in neuester Zeit klarer erkannt worden. Aber gerade auf Rügen hat ein glücklicher Anlaß im vorigen Jahrhundert zu einer genauen Untersuchung der slavischen Burgwälle geführt. Zur Feier der 700jährigen Wiederkehr des Tages der Eroberung Arkonas wurde auf den Befehl des damaligen preußischen Königs, Wilhelms I., eine Untersuchung der Burgwälle der Insel von einer Gelehrtenkommission durchgeführt, der neben dem dänischen Altertumsforscher Worsae und dem mecklenburgischen Forscher Lisch auch der verdienstvolle Leiter des Provinzialmuseums in Stralsund, Rudolf Baier, angehörte. Über die wertvollen Ergebnisse der Untersuchung gab Baier im Auftrage der Kommission einen Bericht heraus, der in den Baltischen Studien Bd. 24 veröffentlicht wurde. Die Untersuchung war für ihre Zeit vortrefflich; daß sich mit den heutigen Mitteln wissenschaftlicher Forschung noch weitergehende Ergebnisse erzielen lassen, hat die Wiederauffindung der

Reste des Swantevit-Tempels auf Arkona durch Geheimrat Schuchhardt 1921 gezeigt, dem wir überhaupt die wichtigsten Ausgrabungsergebnisse zur Beurteilung der wendischen Kultur Ostdeutschlands verdanken. Auch bei anderen Burgwällen Rügens wird man heute über den Kommissionsbericht von 1868 hinauskommen können, sobald einmal die Geldmittel zu großen Grabungen zur Verfügung stehen; so sind über die Frage, ob einige von den Wällen schon in germanischer Zeit angelegt und nur von den Wenden weiterbenutzt sind, sicherlich noch wichtige Aufschlüsse zu gewinnen. Da in Pommern (Schöningen, südwestl. von Stettin) durch das Auftreten der spätbronzezeitlichen „Lausitzer" Keramik in den Wällen die Existenz dieser Befestigungsanlagen in germanischer Zeit gesichert ist und neuerdings einige Einzelfunde zu der Annahme berechtigen, daß dieselbe Lausitzer Keramik auch auf Rügen verbreitet war, so ist ein vorslavischer Gebrauch des einen oder anderen Walles auf Rügen keineswegs ausgeschlossen. Doch sind sichere Feststellungen nur durch neue, gründliche Grabungen zu gewinnen.

I. Die Kultur der Slaven.

Seit die indogermanische Sprachwissenschaft den gemeinsamen Ursprung der meisten europäischen Sprachen aus einer gemeinindogermanischen Wurzel festgestellt hat, weiß man, daß auch die Slaven ein Teil des indogermanischen Urvolkes gewesen sind. Die prähistorische Archäologie hat mit der alten Anschauung von dem asiatischen Ursprung der Indogermanen endgültig aufgeräumt durch den Nachweis einer ununterbrochenen Kulturentwicklung wichtiger indogermanischer Völker ohne Wechsel der Wohnsitze von der jüngeren Steinzeit bis in historisch greifbare Zeiten. Sie hat es auch im Verein mit sprachlichen Gesichtspunkten sehr wahrscheinlich gemacht, daß die Urheimat der Slaven in dem Gebiet vom Nordabhang der Karpathen und dem Dniepr bis zur Wolga zu suchen sei. Sie müssen hier längere Zeit die östlichen Nachbarn der Kelten gewesen sein, die im letzten Jahrtausend vor Christo ganz Süddeutschland und die Länder an der oberen Donau in Besitz hatten. Von ihren keltischen Nachbarn haben die Slaven vieles entlehnt, was wir gerade auf Rügen bei den Ranen wiederfinden, und ihre staatlichen und religiösen Einrichtungen erinnern vielfach so sehr an die der Kelten, daß Caesars berühmte Schilderung der keltischen Sitten (Bellum Gallicum Buch VI) fast Wort für Wort auf die Slaven paßt. Von ihrer Urheimat

aus verbreiteten sich die Slaven allmählich nach Norden durch das westliche Rußland bis an die Ostsee. Hier kennt sie Tacitus als östliche Nachbarn der Germanen. Wegen ihrer seßhaften Lebensweise, ihrer Bewaffnung mit Schilden und ihrer Kampfesweise rechnet er fälschlich die Venedi, die Wenden,[1]) zu den Germanen, die allerdings durch ihre sarmatischen Nachbarn verdorben und entartet seien; besonders weiß er von ihrer Neigung zu weit ausgedehnten Raubzügen zu erzählen, einer Neigung, die noch im 12. Jahrhundert bei ihnen fortlebte. Im 3. Jahrhundert mußten sie sich den Durchzug der Goten durch ihr Gebiet gefallen lassen, wurden dann von den Hunnen bedrängt und für ihre weitere Ausbreitung ausschließlich nach Westen gewiesen. Vom 3. bis zum 6. Jahrhundert drangen sie in die von den Germanen geräumten Gebiete Ostdeutschlands ein und besetzten sie bis zur Elbe und Saale. Das Odergebiet erreichten sie vielleicht im 5. Jahrhundert. Beiderseits der Odermündung siedelten sich die Pommern an (d. h. die am Meere Wohnenden), westlich daran anschließend die Wilzen (Velataben = die Großen), später auch als Liutizen bezeichnet; zu ihnen gehören auch die Bewohner Rügens, die kriegerischen Ranen.

Noch heute drängt sich dem Besucher Rügens wie dem Bewohner der Insel die Hinterlassenschaft der wendischen Bewohner vielerorts auf; sind doch weitaus die meisten Ortsnamen der Insel slavisch. Die riesige Zahl slavischer Ortsbezeichnungen gibt uns wohl einen Hinweis auf die dichte Besiedlung des Landes, wenn

---

[1]) Als Wenden bezeichnet man den Teil des Slavenvolkes, der in dem Gebiet des heutigen Ostdeutschland bis zur Elbe und Saale wohnte; die Wenden im Spreewald sind der letzte Überrest davon.

wir auch dabei nicht übersehen dürfen, daß nicht jedem Ortsnamen auch eine wendische Ansiedlung entsprochen haben muß. Viele der Ortsnamen sind abgeleitet von der Lage oder der geographischen Beschaffenheit der Gegend; so bedeutet Breege „am Ufer gelegen“, Putgarten = unterhalb der Burg, Sagard = neben der Burg, Schaprode (= sza broda) „neben der Fähre“, Lancken = Ort am Sumpf, Nipmerow = nicht am Meere gelegen, Patzig (Pyask) heißt „sandiger Ort“, Goor und Göhren hängt mit gora = Berg zusammen — auch Bergen heißt noch im 13. Jahrhundert Gora —, Preseke mit preseka = Jungwald. Andere Namen sind von Pflanzen oder Tieren abgeleitet: Saßnitz heißt Fichtenort, Thiessow = Eibenort, Liebitz Lindenort, Grabow hat seinen Namen von der Hainbuche, Jabelitz vom Apfelbaum, Schwierenz bedeutet Tierort, Varnkevitz hängt mit der Krähe zusammen, Kosel mit der Amsel, Medow und Medars mit der Bienenzucht (medu = Honig); von der Tätigkeit der Bewohner hat Kowall (= die Schmiede) seinen Namen, Kontop heißt die Pferdeschwemme. Die zahlreichen Namen auf —itz sind aus Personennamen entstanden und geben an, daß der Ort Besitz einer Familie oder Sippe war, die auf —ow endigenden sind adjektivische Bildungen und bezeichnen das Dorf als Eigentum seines Gründers. Wie gesagt, reicht allerdings der Name eines Ortes nicht aus, um das Vorhandensein einer wendischen Siedlung zu beweisen, da nicht ganz selten deutsche Dörfer nach wendischen Flurnamen, die man vorfand, benannt sind. In anderen Gegenden kann man daneben die Siedlungsform heranziehen, von denen der sog. Rundling besonders bei den

Slaven verbreitet war. Bei diesem gruppierten sich die Gehöfte rund um einen kreisförmigen freien Platz in der Weise, daß nur ein einziger Weg in das Dorf hineinführt, der auf dem freien Platz endigt, so daß das Dorf überhaupt nur von einer Richtung her betreten werden konnte. Diese Dorfanlage ist nur noch in dem Teil des Dorfes Bobbin zu erkennen, der sich abseits von der Straße an die Kirche anschließt. Dies ist aber auf Rügen der einzige Fall, daß Name (Bobbin heißt Greisenort[1]) und Dorfform zusammengeht und die Existenz der Ortschaft in wendischer Zeit sichert. Denn die andere Siedlungsform der Slaven, das Straßendorf, bei dem die Gehöfte zu beiden Seiten der Straße liegen, findet sich auch bei ihren deutschen Nachbarn; wir können also aus ihr keine Schlüsse für die Besiedlung des Landes in wendischer Zeit ziehen.

Wenn die Form des slavischen Rundlings den Ausdruck einer engverbundenen wirtschaftlichen Gemeinschaft bildet, wenn die zahlreichen Ortsnamen auf —itz und —ow das Dorf als Eigentum des Gründers oder seiner Nachkommen bezeichnen, so darf man wohl daraus schließen, daß die dörfliche Gemeinschaft aus der Geschlechtsgemeinschaft, der Sippe, hervorgegangen ist; und aus derselben Wurzel ist natürlich auch der Stammesverband, der Volksstamm, erwachsen. Bei solcher Sippengemeinschaft mußte die Stellung des Geschlechtsältesten, der zugleich Dorfältester war, von besonderer Bedeutung sein und der engeren Familie, der er angehörte, eine hervorragende Stellung im

[1]) Auf Rügen liegen dicht bei einander die Dörfer Polchow, Quoltitz und Bobbin; dieselben Namen finden sich auch in Böhmen bei drei zusammen liegenden Ortschaften Pelchow, Choltitz, Bebbin!

Dorfverbande sichern. Als im Laufe der Entwicklung der enge Rahmen der Sippe gesprengt wurde, konnte sich nur zu leicht in der Familie, die den Dorfältesten stellte, Erblichkeit des Amtes herausbilden, zumal wenn die Anschauung herrschte, daß das Dorf Eigentum des Ältesten sei. Dadurch wurde die eine Familie über die anderen hinausgehoben. So wird sich ein besonderer Adelsstand gebildet haben, den wir in späterer Zeit bei allen Slavenstämmen finden. Aus dem Adel hat sich dann allmählich ein besonderer Fürstenstand entwickelt, vielleicht zunächst ein Wahlfürstentum, das dann zu einem Erbfürstentum geworden ist. Doch war die Macht dieser Fürsten ebenso beschränkt wie ihr Herrschaftsbereich. Zu einem Zusammenschluß mehrerer oder gar aller liutizischen Stämme ist es bezeichnenderweise niemals gekommen. Wenn gemeinsames Vorgehen in irgend welchen Fragen notwendig erschien, dann traten wohl die Landesversammlungen als entscheidende Instanz zu gemeinsamer Beratung zusammen. Drakonische Strafbestimmungen sicherten den Beratungen ein positives Ergebnis. Der mittelalterliche Geschichtsschreiber Thietmar von Merseburg (um 1000 n. Chr.) berichtet von Maßnahmen, die in manchem modernen Parlament Beachtung verdienten: „Widerspricht eines von den Mitgliedern in der Volksversammlung den gefaßten Beschlüssen, so wird es mit Schlägen gezüchtigt, und wenn es gar außerhalb der Versammlung offene Widersetzlichkeit übt, so verliert es entweder unabwendbar Haus und Hof durch Brand und Plünderung, oder es erlegt vor versammeltem Volke eine ihm nach seinem Stande vorgeschriebene Summe Geldes.“ (Thietmar VI, 17.)

Mit der Ausbildung des Herrenstandes geriet der freie Bauernstand immer mehr in Abhängigkeit und wurde mit drückenden Diensten und Abgaben belastet. Besonders die Errichtung und Instandhaltung der Wallburgen wurde auf seine Schultern abgewälzt, und wenn der Fürst mit seinem Gefolge durchs Land zog, so mußte der Bauer für Unterkunft und Lebensunterhalt sorgen. Das Schuldrecht war überaus hart und drückend. Noch im Jahre 1239 schreitet der Papst Gregor IX. mit Kirchenstrafen gegen Fürsten und Volk von Rügen zur Abstellung eines „poddas" genannten Rechtsgebrauches ein; dieser Brauch verpflichtet den Schuldner nicht nur zu übermäßigen Wucherzinsen, sondern auch zu bestimmten Abgaben bei der Verheiratung seiner Tochter oder dem Verkauf eines Stückes Vieh, und überliefert ihn bei Zahlungsunfähigkeit gänzlich in die Knechtschaft des Gläubigers (P.U.B. I. S. 300). Man wird annehmen dürfen, daß die Grundlagen dieses Rechtsgebrauchs schon in wendischer Zeit vorhanden waren.

Die Lage des Bauernstandes war auch sonst keineswegs rosig; brachte ihm doch der Ackerbau wenig genug ein. Mit dem hölzernen Hakenpflug, dem Radlo, konnte er überhaupt nur leichten, sandigen Boden bestellen und auch diesen nur ganz oberflächlich aufreißen. So lieferte der Acker nur magere Erträge, denn der beste Boden blieb ungenutzt liegen, und mit eigensinniger Zähigkeit hielt der wendische Bauer an seinem alten Holzpfluge fest, während man im benachbarten Deutschland schon längst zum Radpfluge mit eiserner Pflugschar übergegangen war, der den Boden nicht nur tief aufriß, sondern die Schollen auch wendete. Angebaut wurden Roggen, Gerste, Hirse, Hanf und Flachs; gemäht wurde

mit Sicheln. Zum Mahlen des Getreides benutzte man steinerne Handmühlen. Neben dem Ackerbau lieferte die Ausnutzung von Waldprodukten und der Gartenbau Mittel zum Lebensunterhalt; Äpfel, Birnen und Pflaumen sind bezeugt, die eifrig betriebene Bienenzucht lieferte in dem Honig die Würze für einen Honigmet, den der Biograph Ottos von Bamberg mit dem Falernerwein vergleicht (Herbord II, 1). Der Wildreichtum der Wälder, der Fischreichtum der Gewässer Rügens wird wohl nicht geringer gewesen sein als in Pommern; Bischof Ottos Begleiter kann nicht genug Rühmens davon machen: „Es herrscht dort ein unglaublicher Überfluß an Fischen, sowohl aus dem Meere, wie aus Gewässern, Seen und Teichen, und für einen Denar würdest du einen ganzen Wagen frischer Fischlacke bekommen; an Wildpret von Hirschen, wilden Gazellen und Pferden, Bären, Ziegen, Schweinen und anderem Wild hat das ganze Land Überfluß.“ (Herbord II, 41.) Selbst wenn man ein gut Teil als Übertreibung abrechnet, so bleibt doch sicher ein Wildreichtum übrig, der dem deutschen Zeitgenossen Staunen abnötigte, und das mag für den Wenden um so wichtiger gewesen sein, als die Jagd nicht Vorrecht der Herren war, sondern jedem freistand.

An Haustieren wurden Pferde, Rinder, Schafe, Schweine, Gänse und Hühner gehalten, und es ist bezeichnend für die wirtschaftliche Rückständigkeit der Wenden, daß sie sich immer noch wie die Pfahlbautenbewohner der Stein- und Bronzezeit mit den kleinen, geringwertigen Rassen des Torfrinds und Torfschweines begnügten, wie bei der Untersuchung der Burgwälle Rügens 1868 sich zeigte. Besonders große wirtschaft-

liche Bedeutung hatte für die Ranen auch der Fischfang, der nicht nur auf Binnengewässern, sondern auch auf dem offenen Meere getrieben wurde und reiche Erträge brachte. Im November versammelten sich vor Arkona ganze Fischerflotten zum Heringsfang; auch fremden Kaufleuten stand der Zutritt zu den rügenschen Küstengewässern frei, wenn sie dem Landesgotte Swantevit den gebührenden Zins dargebracht hatten (Helmold, Slavenchronik II, 12).

Das Handwerk stand bei den Wenden auf einer sehr niedrigen Stufe, ja, man könnte angesichts der Roheit der slavischen Hinterlassenschaft daran zweifeln, ob sich bei ihnen abgesehen vom Schmiedehandwerk, das sich ja bei allen Völkern und Kulturen der Vorzeit als das älteste eigentliche Handwerk erweist, die Arbeitsteilung schon bis zur Herausbildung eines Handwerks vervollkommnet hatte. Jedenfalls wird sich der einfache Mann noch das meiste, was er brauchte, selbst hergestellt haben. Wo wir irgend welche Erzeugnisse handwerklicher Betätigung erhalten haben, da weisen sie einen erschreckenden Tiefstand in Technik und Geschmack auf; das gilt vor allem für die Töpfereierzeugnisse; der Ton ist schlecht geschlämmt und ebenso schlecht gebrannt, die Töpferscheibe ist auch in den letzten Zeiten des Heidentums keineswegs überall im Gebrauch; die Ornamente bestehen aus umlaufenden Wellenlinien oder parallelen Rillen und Riefen, die um die Schulter der weitbauchigen Gefäße laufen, daneben aus Wülsten und Eindrücken, die mit dem Fingernagel eingedrückt erscheinen (Abb. 1); über die Muster der Bronzezeit ist man dabei nicht herausgekommen. Und mit dem Aufkommen der Töpferscheibe macht man sich die Sache noch bequemer, indem

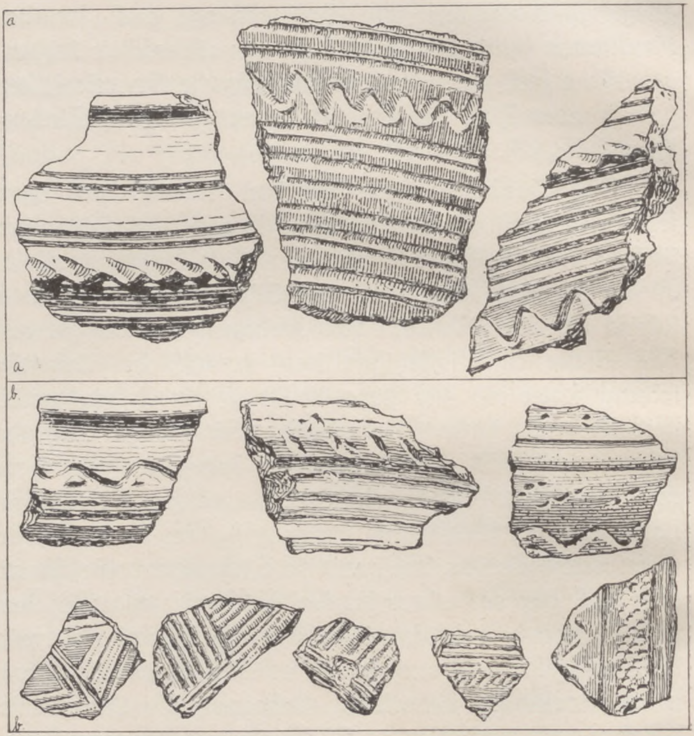


Abb. 1. Wendische Tonscherben
a) von Garftitz, b) vom Burgwall in Zudar.

man mit einem kammartigen Instrument aus Knochen oder Holz nur noch parallele Rillen in den weichen Ton eindrückt und die unbequemen Wellenlinien aufgibt. Natürlich kann auch von einer Baukunst keine Rede sein; ihre Häuser bestanden aus vergänglichem Material, Holz, Reisiggeflecht mit Lehmbewurf. (Helmold II, 13.) Den Ziegelbau, zu dem doch das Material im Lande reichlich vorhanden war, von den benachbarten Deutschen zu übernehmen, verschmähten sie; selbst die Götzentempel bauten sie ausschließlich aus Holz. Man hat, wenn man ihre Kulturhinterlassenschaft betrachtet, fast den Eindruck, als hätten die Wenden zwei Jahrtausende Kulturentwicklung in Europa verschlafen. Der einzige Zweig künstlerischer Betätigung, in dem sie die Anerkennung und Bewunderung ihrer deutschen Zeitgenossen fanden, ist die Holzschnitzkunst, die sie besonders an den Außenwänden der Tempel betätigten.

Sonst war das Schmuckbedürfnis bei ihnen ungemein gering entwickelt. Grob und schmucklos war ihre Kleidung; einige erhaltene Steinbilder in flachem Relief geben uns eine ungefähre Vorstellung von der Tracht der Ranen; über einem Unterkleid, das vermutlich aus Leinen war, trug der Rane einen langen, bis über die Knie reichenden Kittel aus grobem Wollstoff, dazu um die Hüften einen Gürtel und auf dem Kopfe eine spitze Mütze. Der Gürtel wird durch einen flachen Gürtelhaken rhombischer Form aus Bronze zusammengehalten, wie solche auf dem Rugard gefunden sind; an den Schläfen trug man einen bronzenen Schläfenring, ein Schmuckstück, das nur bei slavischen Funden vorkommt; es ist ein kleiner, offener Ring, dessen eines Ende glatt abschneidet, während das andere in eine

kleine Öse ausläuft, durch die ein Band oder Lederriemen gezogen wurde. Da sich bei Skelettgräbern diese Ringe stets nur an den Schläfen liegend gefunden haben, ist es sicher, daß sie als Kopfputz gedient haben. Nur selten kommen gewundene Fingerringe aus Bronze oder Silber vor. Ob auch die schönen gedrehten und geflochtenen Halsringe aus Silber bei den Wenden getragen wurden, die man in wendischen Funden Pommerns öfter entdeckt hat, darf man füglich bezweifeln. Sonst wäre es nicht zu verstehen, daß sie in den sog. Hacksilberfunden so oft in kleine Stücke zerschnitten vorkommen. Dieses Hacksilber ist der bemerkenswerteste Beweis für die völlige Kulturlosigkeit der Wenden. Auf dem pommerschen Festlande finden sich nicht gerade selten Funde von Silberschmuck und Silbermünzen, die vielfach in kleine und kleinste Stücke zerschnitten sind. Die Münzen ermöglichen dabei die genaue Bestimmung der Zeit und der Herkunft der Stücke. Die Hauptmasse der Münzen — der größte Fund in Pommern war der von Gellentin auf Usedom mit etwa 8700 Münzen, auch in anderen Funden betrug ihre Zahl nicht selten mehrere Tausend Exemplare — bilden deutsche Gepräge, vor allem von Magdeburg, aber auch andere sächsische und fränkische Städte und Fürsten sind zahlreich vertreten; daneben finden sich nordische, englische, ungarische, byzantinische Münzen, und schließlich bilden auch arabische keine Seltenheit, vereinzelt finden sich sogar noch alte römische darunter. Die gewaltige Zahl der halbierten, gevierteilten und in kleinste Stücke zerschnittenen Münzen beweist, daß sie nur nach dem Gewicht gewertet wurden, und ebenso ist auch der kostbarste und feinste Silberschmuck, arabische Filigran- und Granulierarbeiten wie

wikingische Schmuckstücke zerstückelt und nach Gewicht verhandelt. Ganz selten findet man wohl auch einmal goldene Schmuckstücke bei diesen Funden. Während aus dem benachbarten Pommern bereits über 70 Funde von Münzen und Hacksilber bekannt sind, hat Rügen nur einen Fund dieser Art aufzuweisen; es sind auf dem Rugard um die Mitte des vorigen Jahrhunderts 12 arabische Dirhems gefunden, die in den Jahren 767—822 in Bagdad, Basra, Samarkand und in Persien geprägt sind, 3 davon von dem bekannten Harun al Raschid. Daß diese Münzen und das Hacksilber nichts anderes darstellen als den Geschäftsgewinn der Händler, die in Kriegszeiten ihr Hab und Gut in Lederbeuteln oder Tongefäßen der Erde anvertrauten und durch irgend welche Zufälle gehindert wurden, es wieder hervorzuholen, darüber herrscht heute Übereinstimmung. Berichtet doch der Chronist Helmold (Slavenchronik II, 13): „So oft ein Krieg auszubrechen droht, verbergen sie alles Getreide, nachdem sie es gedroschen haben, nebst allem Gold und Silber und was sie an Kostbarkeiten haben, in Gruben, so daß dem Feinde nichts zu plündern bleibt als die Hütten, deren Verlust sie sehr leicht tragen.“ Von den Ranen berichtet uns derselbe Schriftsteller, daß sie alles Gold und Silber, welches sie auf Kriegszügen erbeuteten, in dem Schatze ihres Gottes niederlegten (I, 36). Denn bei dem primitiven Tauschhandel der Ranen bediente man sich der Leinwand als Wertmesser. Daraus erwuchsen ihnen manche Schwierigkeiten, aus denen sie einmal nur durch einen schnellen Witterungsumschlag gerettet wurden. Sie hatten dem mecklenburgischen Slavenfürsten Heinrich einen Sohn erschlagen, und racheschnaubend zog Heinrich

mit einem gewaltigen Heere gegen Rügen. Da der Strelasund zugefroren war, so fühlten sich die Ranen sehr unsicher und suchten durch Geldzahlung den Abzug des Feindes zu erreichen. Zuerst boten sie dem ergrimmten Vater 200, dann 400, dann 800 und schließlich 4400 Mark Silbers und bewogen ihn durch dieses Angebot zum Abzug. Als sie aber nun das Geld bezahlen sollten, da stellte sich heraus, daß soviel auf der ganzen Insel nicht vorhanden war, selbst nach Plünderung des Tempelschatzes und Heranziehung sämtlichen Privatbesitzes war kaum die Hälfte der Schuldsumme aufzubringen. Als aber im nächsten Winter der doppelt geschädigte und enttäuschte Heinrich wieder heranzog, da trat im letzten Augenblick Tauwetter ein, und der Feind mußte unverrichteter Dinge umkehren. Vergleicht man diese Knappheit an Edelmetall auf Rügen mit dem Reichtum der pommerschen Funde an Silbermünzen und Schmuck, so ergibt sich daraus mit Sicherheit, daß Rügen abseits von den großen Handelsstraßen gelegen haben muß.

So können wir auch nichts über den Handelsweg wissen, auf dem die 12 arabischen Münzen zum Rugard gelangt sind, wie sich auch bei der langen Umlaufszeit dieser Münzen nichts über die genauere Zeit aussagen läßt, in der sie nach Rügen gekommen sind. Die großen Handelsstraßen des 10.—12. Jahrhunderts führen aus dem Weichseltal ins Tal der Oder und ihrer Nebenflüsse Warthe und Netze. Von hier aus laufen sie östlich des Flusses die hinterpommerschen Flüsse entlang nach Norden, westlich der Oder läuft der Hauptweg von Stettin unter Umgehung der sumpfigen Gebiete südlich des Haffs nach Westen in gerader Richtung auf

Neubrandenburg zu, um dann das Tollensetal abwärts bei dem wichtigen Knotenpunkt Demmin sich mit einer anderen Straße zu vereinigen, die von der Elbe aus durch Mecklenburg nach Osten führte. Von Demmin aus läuft die Hauptstraße die Peene abwärts nach dem sagenberühmten Handelsplatz Vineta an der Odermündung. Eine Nebenstraße führt aber auch von Demmin in nordwestlicher Richtung die Recknitz abwärts zum Darß, wo 72 arabische Münzen des 9. Jahrhunderts gefunden sind.

So können die Münzen auch vom Westen über Hiddensee nach Rügen gekommen sein; gerade die Insel Hiddensee und die Gegend südlich von ihr ist in früherer Zeit keineswegs so bedeutungslos für Handel und Verkehr gewesen wie heute. Landeten doch in diesen Gewässern immer wieder die Dänen, die Wikinger,[1]) in ihren zahllosen Kriegen mit den Wenden Rügens und des Festlandes. Im Jahre 1000 n. Chr. fand hier sogar eine große Seeschlacht zwischen Dänen und Norwegern statt. Der berühmteste Zeuge dieser Beziehungen zwischen Wikingern und Ranen ist der Goldschmuck von Hiddensee (Abb. 2 und Titelbild), der durch die Sturmfluten von 1872 und 74 aus dem Ufersande der Insel herausgespült wurde und heute den kostbarsten Besitz des Stralsunder Museums bildet. Der Schmuck besteht aus einem geflochtenen Halsring aus Gold, einer runden Brosche und einem aus 14 Gliedern bestehenden Halsschmuck. Die Ornamente sind teils getrieben, teils in Filigran- und Granuliertechnik hergestellt; sie bestehen in vielfach verschlungenen Bändern,

---

[1]) Als Wikinger bezeichnet man die Dänen, Schweden und Norweger der Zeit von der Völkerwanderung bis zum 12. Jahrhundert. Daneben findet sich auch der Name Normannen, der ursprünglich nur die Norweger bezeichnet hatte.

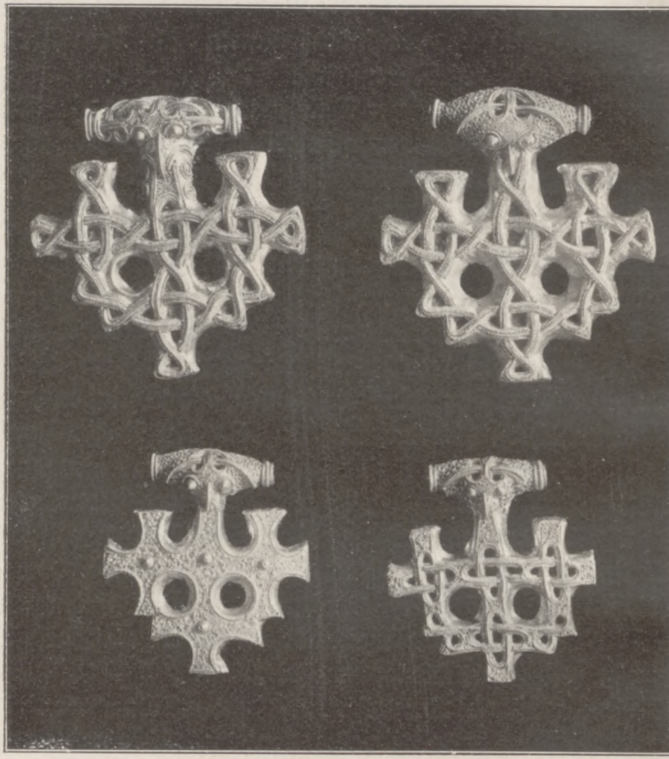


Abb. 2. Teile des goldenen Halsschmucks von Hiddensee.

die in Vogelköpfen und phantastischen Formen enden. Die Ornamentik gleicht ganz und gar der Verzierungsart nordischer Funde des 10. Jahrhunderts. Daß ein solcher Fund vom Meere angeschwemmt sein könnte, wie man wohl vermutet hat, ist ganz ausgeschlossen; es hat sich aber nachweisen lassen, daß der Schmuck aus dem Ufersande herausgespült ist. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß dort an der Küste von Hiddensee ein wikingischer Posten oder eine Handelsfaktorei gewesen ist. Der Verkehr im Slavenland war im wesentlichen Durchgangsverkehr von Südosten nach den nordischen Ländern; die Schätze an Edelmetall waren in erster Linie für die Wikingerreiche bestimmt. Haben sich doch auf der Insel Gotland allein 13000 arabische Münzen gefunden. Wie weit die wikingischen Normannen sich zur Förderung ihres Handels in das Slavenland hineinwagten, lehrt der Reisebericht eines spanischen Israeliten Ibrahim ibn Jakub, der im 10. Jahrhundert die Slavenländer bis herauf nach Mecklenburg bereiste und die Normannen sogar in der Stadt Prag vorfand: „Die Stadt Prag ist in Stein und Kalk gebaut; sie ist der größte Handelsplatz des slavischen Landes. Russen (d. h. im ursprünglichen Sinne, also Normannen) und Slaven kommen mit ihren Waren von der Stadt Krakau dorthin, und Muselmänner, Türken und Juden kommen mit Waren und byzantinischen Mithqals (= Silbermünzen) aus dem türkischen Gebiet und nehmen dafür Sklaven, Biberfelle und anderes Pelzwerk in Empfang.“ Daraus erfahren wir auch, was die slavischen Länder den Nachbarn im Südosten an Gegenwerten für die reichen Münz- und Edelmetallschätze zu bieten hatten. Besonders die Sklaven waren im Orient sehr begehrt; die Wikinger haben wohl manchen Kriegszug

an die südliche Ostseeküste zu ausgedehnten Sklavenjagden benutzt. Es ist gewiß kein Zufall, daß die deutsche Sprache den Namen des östlichen Nachbarn zur Bezeichnung für den Unfreien, den „Sklaven" gemacht hat (Sklave ist die in Byzanz übliche Schreibweise für Slave).

Für den inneren Verkehr dienten Märkte, die in größeren Ortschaften — wohl im Anschluß an die Burgen — abgehalten wurden. Die nordische Knytlingersaga (cap. 121) berichtet, daß die Dänen im Lande „Falung" (= Schaprode) auf Rügen landeten, von dort plündernd nach „Vik" (Wiek auf Wittow) zogen, „und verbrannten das ganze Land bis zu ihrem Marktplatz." Der Markt auf Wittow muß danach unweit von dem heutigen Mittelpunkt der Halbinsel, Altenkirchen, gelegen haben. Andere Marktplätze werden uns nicht genannt, aber wir dürfen wohl annehmen, daß in der Nähe von Garz und auch am Rugard Märkte abgehalten sind. Gerne nahm man Wochenschluß oder Wochenanfang zu Markttagen; Tauschmittel war bei den Ranen ausschließlich Leinewand, wohl in der Form von Leinentüchlein, die in Prag nach Ibrahims Angabe etwa 1/10 Denar galten. Die Kaufkraft des Geldes war allerdings recht hoch; für einen Denar kaufte man in Böhmen soviel Brotkorn, wie ein Mann für einen ganzen Monat braucht, oder soviel Gerste, daß man ein Pferd einen Monat damit füttern konnte; oder man konnte auch 10 Hühner dafür kaufen. Im damaligen Deutschland waren die Preise wesentlich höher.

Wenn die Wenden so wenig Kostbarkeiten besaßen, so erscheint es sehr begreiflich, wenn Diebstahl und Betrug bei ihnen unbekannt war und sie nicht einmal an Kisten und Behältern Schlösser hatten. „Denn ein Schloß oder

einen Schlüssel haben wir dort nicht gesehen", so berichtet Herbord, der Begleiter Ottos von Bamberg, „sie selbst aber wunderten sich sehr, als sie unsere Packsättel und Koffer verschlossen sahen. Ihre Kleider, ihr Geld und alle ihre Kostbarkeiten verwahrten sie in einfach zugedeckten Kufen und Fässern, keinen Betrug fürchtend, weil sie ihn eben nicht kennen."

Auch manche anderen Vorzüge wissen die deutschen Schriftsteller an ihren Feinden zu rühmen. Vor allem erregte ihre uneingeschränkte Gastfreiheit ihre Bewunderung: „Ihr Tisch wird niemals abgedeckt, steht niemals ohne Speise, sondern jeder Familienvater hat sein Haus für sich, sauber und anständig, nur der Erholung bestimmt. Da wird der Tisch von allem Eß- und Trinkbaren niemals leer, sondern wenn das eine weggenommen wird, wird das andere aufgesetzt. Mit einem reinen Tuche werden die Speisen zugedeckt und warten der Esser. Zu welcher Zeit es nun jemand belieben mag, sich zu stärken, mag es ein Fremder oder ein Hausgenosse sein, so findet er eingelassen auf dem Tische alles bereit." Mag der gute Herbord auch ein wenig aufgeschnitten haben oder doch zum mindesten verallgemeinern, so scheint doch im Slavenlande Gastlichkeit in ungewöhnlichem Maße geübt zu sein. „Gastlichkeit und Fürsorge für die Eltern gelten bei den Slaven für die ersten Tugenden", so rühmt auch Helmold von den Bewohnern Rügens. „Wenn einer durch Krankheit oder Altersschwäche arbeitsunfähig wird, so überweist man ihn ohne weiteres seinem Erben, der ihn verpflegen und sich aufs sorgsamste seiner annehmen muß."

Auch das Familienleben bei den Wenden war in vieler Beziehung vorbildlich. Der byzantinische Kaiser

Mauritius (582—602) rühmt die eheliche Liebe und Treue der slavischen Frauen, und dasselbe bezeugt Bonifatius in einem Briefe an den sittenlosen König Aethilbald von England, worin er ihm die Wenden, „die abscheulichste und schlechteste Menschenklasse“, als Muster und Vorbild hinstellt: „Mit solcher Hingabe beobachten sie die gegenseitige eheliche Liebe, daß das Weib nicht weiterleben will, wenn ihr Mann gestorben ist; und lobenswert gilt unter ihnen das Weib, das sich mit eigener Hand den Tod gibt und sich auf demselben Scheiterhaufen mit dem Manne verbrennen läßt.“

Daß die Wenden in der Frühzeit ihre Toten verbrannten, wird uns auch sonst von mittelalterlichen Schriftstellern bezeugt. Wie die wendische Kultur in vielen Einzelheiten unmittelbare Berührung mit der Kulturstufe der Bronzezeit aufweist, so wird auch die älteste Art der Beisetzung die Bestattung der Leichenbrandreste in Grabhügeln, dem Gebrauch der jüngeren Bronzezeit entsprechend, gewesen sein. Diese Art hat sich nicht nur östlich der Oder bis in die letzten Zeiten des Heidentums erhalten, sondern auch auf Rügen. Nicht immer findet man in diesen Grabhügeln etwas, da die Überreste in der Erde mitunter vergangen sind, ohne eine Spur zu hinterlassen, und Beigaben sind anscheinend nicht immer dem Toten mit ins Grab gegeben worden. Daneben kommt aber auch die Beisetzung der Brandreste in Flachgräbern vor, manchmal mit Urnen oder Urnenresten, manchmal auch ohne sie. Solche „Urnenfelder“ haben sich auf Rügen mehrfach gefunden, z. B. bei Dumgenevitz und bei Garftitz, aber es ist manchmal unmöglich, zu entscheiden, ob es sich um Siedlungs- oder um Grabreste handelt oder um beides

zusammen. Unter dem Einfluß ihrer christlichen Nachbarn gehen die Wenden in späterer Zeit zur Leichenbestattung über, in Hinterpommern auch noch in Hügeln, sonst meist in der flachen Erde. Die Beigaben sind kümmerlich; Schläfenringe, eiserne Messer, auch wohl einmal eine eiserne Pfeilspitze — das ist alles. Man hat durchaus nicht den Eindruck, als ob die Wenden meinten, für das Fortkommen des Toten im Jenseits irgendwie Sorge tragen zu müssen.

War der Stand der slavischen Kultur so niedrig, so muß es um so mehr Verwunderung erregen, daß sie so lange der weit überlegenen Kultur und Kriegskunst der Deutschen Widerstand zu leisten vermochten. Seit den Tagen Karls des Großen und Heinrichs I. ruhten die Bekehrungs- und Unterwerfungsversuche der Deutschen, vor allem der Sachsen, nicht mehr, aber drei Jahrhunderte haben die Wenden heldenmütig Selbständigkeit und ihren väterlichen Glauben verteidigt. Dazu kam bald noch ein neuer Gegner über sie, die Dänen, die besonders seit ihrem Übergang zum Christentum im Jahre 1000 die Küsten Pommerns und Rügens mit doppelter Erbitterung plünderten, da zu dem alten Rassengegensatz auch noch der Bekehrungseifer gekommen war. Und diesen furchtbaren Gegnern standen nun die Wenden in ihrer staatlichen Zerrissenheit gegenüber und waren ihnen nicht einmal an Bewaffnung ebenbürtig. Ihre Waffen waren Schwert, Schild und Speer; nur die Edlen hatten Helm und Panzer, nur sie waren beritten; den Kern der wendischen Truppen bildete das Bauernaufgebot, das zu Fuß kämpfte. Dabei wurden die Schwerter, die Nationalwaffe, nicht einmal im Slavenlande selbst hergestellt, sondern mußten aus Deutschland eingeführt werden.

Und wie sie von den Deutschen die Schwerter übernahmen, so lernten sie erst von den Wikingern den Bau von Kriegsschiffen, mit denen die Ranen als weithin gefürchtete Seeräuber die dänischen und schwedischen Küsten ebenso brandschatzten wie die Küstenstriche Holsteins und Mecklenburgs. Überfiel doch die Ranenflotte wiederholt Lübeck, wobei sie allerdings im Jahre 1111 von den Holsten eine vernichtende Niederlage erlitten; ein gewaltiger Grabhügel, der Raniberg, deckte die zahllosen Leichen. Aber nicht immer waren die Ranen so wagemutige Seehelden gewesen; wahrscheinlich hat ihr Flottenbau entscheidende Einflüsse erst im 10. Jahrhundert empfangen, als die Wikinger sich an der Odermündung in der Jomsburg (Vineta) festsetzten und bald mit den Slaven der Nachbargebiete in näheren Verkehr traten. Auch auf Rügen scheinen die Wikinger sich vorübergehend im 10. Jahrhundert festgesetzt zu haben, nicht nur auf Hiddensee, wo der berühmte Goldschmuck vielleicht auf ihre Anwesenheit deuten könnte, sondern sogar auf Wittow. Noch im 18. Jahrhundert waren Wikingergräber bei Drewoldke (östl. von Altenkirchen) erhalten, und ein Runenstein mit dem Bilde eines Pferdes und der Runeninschrift „Grima und Asa errichteten dieses Denkmal über Ulf“ kündete den Ruhm eines Dänenkriegers, dessen Heimat die schwedische Landschaft Schonen war; hier in seiner Heimat bei Tullstorp setzten ihm seine Angehörigen einen Gedenkstein, der unter einem Pferdebilde die Runeninschrift trägt: „Kleppir und Asa errichteten dies Denkmal nach Ulf.“ Während dieser Stein noch heute erhalten ist, ist der Stein von Drewoldke seit mehr als 100 Jahren verschollen bis auf eine alte Zeichnung davon, die kürzlich

in einem schwedischen Archiv wieder zum Vorschein gekommen ist. Die Errichtung eines solchen Grabsteines mitten in Feindesland ist aber nur dann denkbar, wenn die Dänen einige Zeit im Lande geweilt haben, nicht nur einen flüchtigen Raubzug unternahmen. Das wäre um so bemerkenswerter, als sie sich dort ja in unmittelbarer Nähe des Swantevitheiligtums Arkona befunden haben müßten. Es kann sich natürlich um einen Vorläufer des Zuges gegen Arkona von 1168 handeln, aber weder die nordischen Sagas noch sonstige Geschichtsquellen wissen etwas von einem solchen Zuge im 10. Jahrhundert. Daß die Ranen diese dänischen Eindringlinge nicht mit aller Macht schnell wieder aus dem Lande trieben, würde sich dann am ungezwungendsten erklären, wenn wir annehmen könnten, daß Swantevit — wenn sein Tempel damals schon auf Arkona stand — jedenfalls noch nicht der Hauptgott aller Liutizenstämme war. Die Hauptgottheiten der Liutizen waren es ja, die alle sonst so zersplitterten Stämme immer wieder zusammenschweißten zum gemeinsamen Kampf gegen die germanischen Feinde. Bis in die zweite Hälfte des 11. Jahrhundert war aber das Hauptheiligtum der liutizischen Stämme der Tempel des Swarasizi in Rethra im östlichen Mecklenburg; dessen Macht wurde im Jahre 1068 gebrochen, und erst seit dieser Zeit übernahm Swantevit die Führung der Liutizen. So wäre der Dänenposten bei Drewoldke für die Zeit vor der allgemeinen Anerkennung des Swantevitkultes durchaus nicht undenkbar.

Die Zähigkeit, mit der die Wenden ihre Freiheit und ihren alten Glauben verteidigten, hängt also mit der einigenden Macht ihrer Religion und mit

dem Fanatismus der einflußreichen Priesterschaft zusammen.

So erbittert aber die Feindschaft der Wenden gegen den Christenglauben auch gewesen ist, ganz haben sie sich dem Einfluß der christlichen Gottesvorstellung doch nicht entziehen können. Helmold berichtet über die slavischen Götter (II, 52): „Außer den heiligen Hainen und Hausgöttern, an denen Land und Städte Überfluß hatten, gab es noch eine Menge von Göttern, deren erste und vorzüglichste Prove, der Gott des Aldenburger Landes, Siwa, die Göttin der Polaben, und Radigast, der Gott des Obotritenlandes, waren . . . Die Slaven haben einen sonderbaren abergläubischen Brauch. Bei ihren Zechgelagen und Schmäusen lassen sie nämlich eine Schale herumgehen, auf welche sie im Namen der Götter, des guten und des bösen, nicht Worte des Segens, sondern der Verwünschung ausschütten. Sie glauben nämlich, alles Glück werde von einem guten, alles Unglück von einem bösen Gotte gelenkt. Daher nennen sie auch den bösen Gott in ihrer Sprache Diabol oder Czerneboch, d. h. den schwarzen Gott.“ Den Namen des guten Gottes Belbog (= Weißer Gott) nennt Helmold nicht; aber der Name Diabol für den Czernebog mahnt diesen beiden Personificationen von Gut und Böse gegenüber zur Vorsicht; denn er ist nichts anderes als das lateinische Diabolus, der Teufel. Diese Zweiteilung der Gottheiten, deren Verehrung übrigens nirgends bezeugt ist, ist offenbar eine Angleichung an den christlichen Gegensatz Gott — Teufel. Ebenso beruht es auf christlicher Anschauung, wenn Helmold an einer anderen Stelle (II, 83) berichtet, die Slaven leugneten bei aller Vielheit ihrer Götter nicht, daß ein Gott im Himmel über die übrigen Gottheiten

herrsche; dieser Gewaltige aber sorge nur für die himmlischen Angelegenheiten, die anderen verwalteten nur die Ämter, die jener ihnen übertragen habe. Daß wir diese christlichen Einflüsse gerade bei den Mecklenburgern finden, den unmittelbaren Nachbarn der Deutschen, ist gewiß kein Zufall. Merkwürdiger ist es, wenn auch von deutscher Seite der Versuch gemacht wurde, wendische Gottheiten mit christlichen Heiligen gleichzusetzen. So veranlaßte der Name Swantevit die Mönche des Klosters Corvey an der Weser zu der Behauptung, dieser heidnische Göttername sei nichts anderes als der slavisierte Name ihres Schutzheiligen Sankt Vitus; daraus leiteten sie dann geschwind einen Anspruch auf den Besitz der Insel Rügen ab und stellten zur Erhärtung ihrer Ansprüche eine falsche Urkunde des Kaisers Lothar vom Jahre 844 her, durch die ihnen der Besitz der Insel Rügen zugesichert wurde (P.U.B. I, S. 2). Um diesen Anspruch zu bekräftigen, nahm der Abt Wibald von Corvey an dem großen Wendenkreuzzuge im Jahre 1147 teil und ließ sich 1155 den Besitz der Insel von Papst Hadrian IV. bestätigen. Daß die Urkunde Lothars eine Fälschung war, wird er wohl gewußt haben, aber man nahm es damals mit der Wahrheit nicht so genau, wenn es kirchliche Interessen zu vertreten galt. Entstanden ist die Fälschung vermutlich erst im 12. Jahrhundert.

Seitdem Swantevit der Hauptgott der liutizischen Stämme geworden war, wendete sich ihm das Interesse der deutschen Schriftsteller in immer stärkerem Maße zu. Besonders nachdem Pommern durch Otto von Bamberg 1124 dem Christentum gewonnen war, galt er als der Hauptvertreter des Heidentums, und so sind wir über ihn und seinen Kult auf Rügen ausgezeichnet unterrichtet.

Da aber die Dänen es schließlich waren, die das Heidentum hier stürzten, so ist es nicht verwunderlich, wenn aus dänischen Quellen der reichste Strom der Überlieferung fließt; nahm doch der dänische Geschichtsschreiber Saxo Grammaticus selbst an dem entscheidenden Kriegszuge gegen Rügen im Jahre 1168 teil, und seiner Feder verdanken wir ein außerordentlich lebensvolles Bild von dem Götzenkult in den Tempelburgen von Arkona und Garz.

II. Die Burgwälle.

Heute noch erheben sich an vielen Stellen der Insel die Befestigungsanlagen der Wendenzeit, die Burgwälle. Hochaufgeschüttete Erdwälle umschließen eine rundliche oder viereckige erhöhte Fläche; manche sind an steilabfallenden Ufervorsprüngen unmittelbar am Meere gelegen, andere in Sumpf und Bruch mitten im Lande, aber alle mit hervorragender Ausnutzung aller Vorteile, die das Gelände nur irgend bot. Fliehburgen waren es, in Friedenszeiten unbewohnt, bestimmt, in Kriegszeiten, wenn der Feind im Lande war, den Bewohnern des Landes Schutz zu bieten und das Vordringen der Feinde aufzuhalten. Die Anlage wie die Instandhaltung war Aufgabe der bäuerlichen Bevölkerung; das „Burgwerk" war eine der drückendsten Lasten der Bauern. Und es war ganz gewiß keine leichte Arbeit, in dem sumpfigen Gelände die Erde heranzuschaffen, den hohen Wall aufzutürmen und darauf die Pallisadenreihen zu errichten, die dem Erdwall erst militärischen Wert verliehen. Waren auch diese Burgwälle in der ersten Zeit unbewohnt, so konnte es doch nicht ausbleiben, daß sie allmählich die politischen Mittelpunkte des Landes wurden, in denen der fürstliche Beamte seinen Wohnsitz nahm, in deren Schutz Markt und Gericht gehalten wurde, die Handel und Verkehr an sich zogen. Und wenn der wendische Adlige sich sein primitives „Schloß" baute,

dann ließ er sich auch wohl einen kleinen Burgwall dazu von seinen Hörigen anlegen. So verlieren die meisten Wälle immer mehr ihre militärische Bedeutung, zumal da Rügen durch seine Insellage und seine Kriegsflotte weit besser geschützt war, als auch die vollkommensten Verteidigungsanlagen es hätten tun können. In den ganzen Feldzügen der Dänen gegen die Ranen spielen nur zwei Burgwälle eine entscheidende Rolle, der Wall von Arkona und der von Garz, und diese beiden auch nur als Tempelburgen, als die religiösen Mittelpunkte des Landes.

1. **Arkona** (Abb. 3).

„Die Feste Arkona liegt auf dem erhabenen Gipfel eines Vorgebirges und wird im Osten, Süden und Norden durch natürliche, nicht von Menschenhand hergestellte Schutzmittel gedeckt, da die jähen Felswände das Aussehen von Mauern zeigen; ihre Höhe ist so groß, daß auch ein mit der Schleudermaschine abgeschossener Pfeil den oberen Rand nicht erreichen könnte. Auf denselben Seiten wird die Feste auch durch das herumfließende Meer eingeschlossen; im Westen aber wird sie durch einen 50 Ellen hohen Wall umschlossen, dessen untere Hälfte aus Erde bestand, während die obere Holzwerk mit eingefügten Erdschollen enthielt. Die Nordseite des Walles bewässert ein sprudelnder Quell, zu dem die Burgleute mit Hilfe eines befestigten Ganges gelangen konnten. Die Benutzung des Quells hatte einst König Erich den Belagerten abgeschnitten und brachte diese durch den Durst nicht weniger als durch die Waffen in Bedrängnis.“

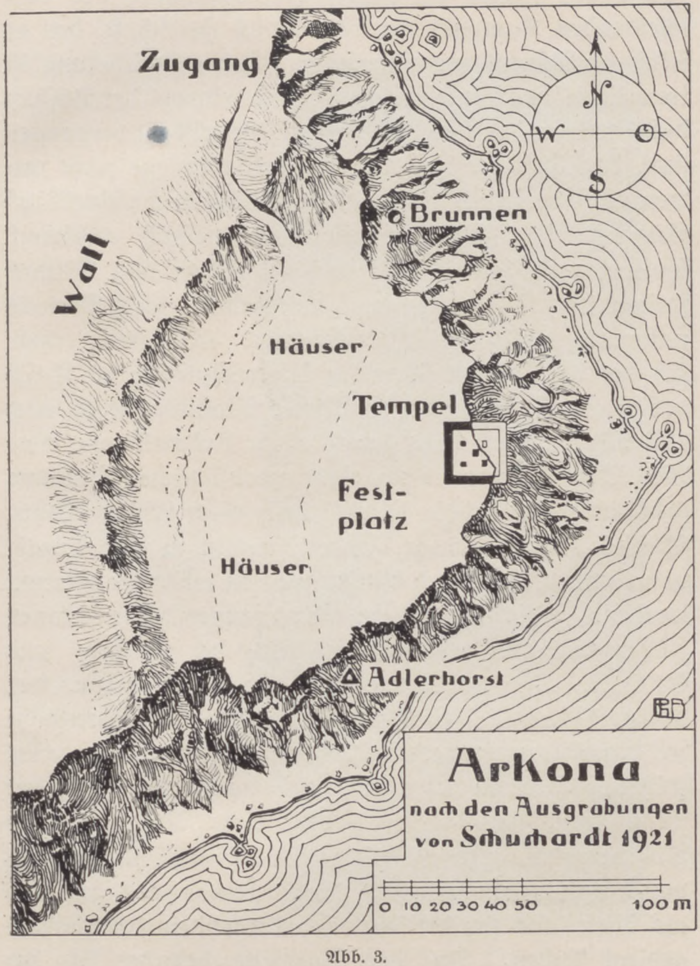

Zugang
Wall
Häuser
Häuser
Tempel
Fest-
platz
Brunnen
Adlerhorst
N
W
O
S
Arkona
nach den Ausgrabungen
von Schuchardt 1921
0 10 20 30 40 50 100 m

Abb. 3.

Mit diesen Worten schildert Saxo, der klassische Zeuge des Falles der Feste, den Schauplatz des entscheidenden Kampfes um Swantevits Herrschaft, den er selbst im Dänenheere miterlebte. Seine Schilderung ist im wesentlichen heute noch zutreffend, obwohl der Absturz des Steilufers in den 750 Jahren, die seitdem vergangen sind, den äußeren Eindruck der Gesamtanlage nicht unwesentlich verändert haben muß. Nicht das „Nordkap“ Rügens bildet Arkona, wie man vielfach annimmt, sondern unterhalb der nördlichsten Spitze von Wittow springt das Vorgebirge von der Gestalt eines Dreiecks nasenartig nach Osten in die See vor. 43,6 Meter erhebt sich der Kreidefelsen über den Meeresspiegel; die Basis des Dreiecks, das in ostwestlicher Richtung heute noch 125 Meter mißt, wird durch einen Erdwall von etwa 200 Meter Länge in ungefähr nordsüdlicher Richtung gebildet. Der obere Rand des 8—9 Meter hohen Walles ist nicht gerade, sondern zerfällt in eine Anzahl von Kuppen, die durch Einschnitte von einander getrennt werden. (Abb. 4.) Diese Niveauunterschiede können früher nicht so hervorgetreten sein, da ein Holz- und Erdwerk, also wohl eine Art Pallisadenanlage, den oberen Abschnitt des Walles bildete. Die Gesamthöhe soll nach Saxo etwa 25 Meter betragen haben. Bei früheren Untersuchungen ließ sich nachweisen, daß der Wall wenigstens teilweise auf einer Unterlage von Bohlen ruhte. Im nördlichen Teil wurden 9 Schichten von Holzplanken festgestellt, die übereinander lagen und als Unterlage für die dazwischenliegenden Erdschichten gedient haben. Auf der Nordseite befindet sich der einzige Zugang, der in die Burg hineinführt. Er läuft auf der Außenseite eine kurze Strecke am Wall entlang;



Abb. 4. Der Wall von Arkona von außen; im linken Abschnitt das Tor.

dabei steigt er von unten bis zur halben Höhe des Walles empor. Der Eingang wird auf seiner Nordseite durch einen hohen Torturm noch besonders gesichert; der Erdwall ist an dieser Stelle 13 Meter hoch. Auf der Innenseite des Walles befindet sich eine muldenartige Vertiefung; von hier ist sicherlich die Erde für den Wallbau entnommen worden. Dann folgte nach Osten eine Anzahl von Häuserreihen, die nach Ausweis der Gefäßscherben erst in der spätslavischen Zeit angelegt sind; bei den Grabungen Schuchhardts fanden sich die Grundrisse von vier Häusern hinter einander von West nach Osten. Auf diese Häuserreihe folgt ein freier Platz, auf dessen Ostseite sich der Tempel erhob. Das Terrain steigt vom Wall bis zum östlichen Vorsprung um $6^1/_2$ Meter an.

Der Tempel, ganz aus Holz gebaut und mindestens 10 Meter hoch, war ein riesiges Quadrat von 20 Meter Seitenlänge. Das Fundament der Außenwände hatte eine Breite von zwei Metern und bestand aus 3—4 Schichten von faustgroßen Feuer- oder Granitsteinen übereinander. Auf diesem Fundament erhoben sich die sicherlich sehr dicken Holzwände des Heiligtums, verziert auf der Außenseite mit Reliefschmuck, der nach Saxo mit roher und ungeschickter Malerei versehen war. Wie an dem Triglavtempel in Stettin mögen Darstellungen von Menschen, Vögeln und Tieren in bunten Farben die Tempelwände geschmückt haben. Auf den Außenwänden ruhte ein purpurfarbiges Dach. Betrat man nun das Tempelinnere durch den einzigen Zugang, den es hatte, so sah man in der Mitte das Allerheiligste vor sich, ebenfalls quadratischer Form von $6^1/_2 \times 6^1/_2$ Meter Flächenraum, aus vier Pfosten gebildet, die durch langherabhängende

Vorhänge mit einander verbunden waren. Die Pfosten ruhten auf einem Steinfundament; die Fundamentierungen der beiden vorderen Pfosten waren quadratische Flächen von 1½ Meter Seitenlänge, die der rückwärtigen hatten die Form eines Rechtecks von 1,70×1,25 Meter. Danach müssen die Pfosten selber eine ganz beträchtliche Dicke gehabt haben. In diesem Allerheiligsten stand nun, etwas an die hintere Wand herangerückt, das riesige Swantevitbild. Die Basis des Bildes, das ganz aus Holz bestand, war tief in die Erde eingelassen. Die Fundamentgrube war über einen Meter tief und maß zwei Meter im Quadrat. An ihrer Rückwand lagen drei gewaltige Findlinge, um ein Verrücken des Basisblockes, — eines Holzblockes von 1,80×0,60 Meter Größe und 1 Meter Höhe — zu verhindern; auf der Vorderseite war er durch zahlreiche faust- und kopfgroße Steine so festgekeilt, daß ein Umstürzen des 8—9 Meter hohen Götzenbildes nicht zu befürchten war. Das Bild selbst beschreibt Saxo folgendermaßen: „An Größe übertraf es jegliche Gestalt eines Menschenleibes; mit vier Köpfen und ebensoviel Hälsen stand es da, ein Bild zum Anstaunen; von den Gesichtern schienen zwei nach der Brust und ebenso viele nach dem Rücken gerichtet zu sein, aber von den vorwärts wie rückwärts gerichteten Gesichtern schien immer das eine nach rechts und das andere nach links hin zu blicken. Der Götze war mit geschorenem Bart und mit geschnittenem Haupthaar dargestellt; man hätte meinen können, der Künstler habe sorgfältig die rügensche Art in der Pflege des Haupthaares darstellen wollen. — In der Rechten trug die Bildsäule ein Horn, das aus verschiedenartigen Metallen hergestellt war. Der linke Arm bildete, in die

Seite gestemmt, einen Bogen. Die Gewandung fiel bis auf die Schienbeine herab. Die Schienbeine waren aus einer anderen Holzart geschaffen und an die Knie so kunstvoll angefügt, daß man die Fuge nur bei genauerer Betrachtung erkennen konnte. Die Füße sah man den Erdboden berühren, doch war ihre Basis in dem Boden verborgen. In der Nähe sah man den Zaum und den Sattel des Götzen und noch andere Abzeichen seiner Göttlichkeit. Die Bewunderung dieser Dinge mehrte noch ein Schwert von ansehnlicher Größe; Schneide und Griff waren nicht nur von kunstvoll getriebener Arbeit, sondern zeigten auch den schönen Glanz des Silbers." Wie der quadratische Tempelgrundriß mit dem inneren Pfostenviereck stammt auch die Vielköpfigkeit der slavischen Gottheiten von den Kelten, deren Nachbarn die Slaven in ihrer Urheimat gewesen waren. Im Innern des Tempels hing Purpurzeug an den Wänden, das aber 1168 schon recht morsch und fadenscheinig geworden war, außerdem große Tierhörner, wohl von Auerochsen und anderen Waldbewohnern, die durch ihre Größe wie durch ihre kunstvolle Verarbeitung Bewunderung erregten. Auch der reiche Tempelschatz war vermutlich hier aufgestapelt: „Hier erblickte man auch eine ungeheure Menge von staatlichen und privaten Geschenken, zusammengetragen durch die eifrigen Weihegaben derer, die Wohltaten von dem Götzen erheischten . . Von jedem einzelnen Manne oder Weibe wurde jährlich zur Verehrung dieses Götzenbildes eine Geldmünze als Geschenk entrichtet." Dazu kamen noch die Erträgnisse der Raubzüge; denn alles Gold und Silber wurde aus der Kriegsbeute dem Gotte überwiesen, Geschenke und Weihegaben der anderen liutizischen Stämme ließen den Schatz immer mehr an-

schwellen, und sogar der christliche Dänenkönig Sven hatte dem Gotte 1156 einen silbernen Becher von besonders schöner Arbeit geweiht, um sich die Gunst des Gottes oder vielmehr des mächtigen Oberpriesters zu sichern, der alle diese Schätze verwaltete. Denn der Oberpriester Swantevits war der mächtigste Mann auf Rügen, dessen Macht die der Landesfürsten weit überflügelte. Hing doch von seiner Billigung jeder Kriegszug, jede Unternehmung ab. Seiner Wartung und Pflege war das heilige Roß Swantevits unterstellt, ein Schimmel, den nur der Oberpriester füttern und besteigen durfte. Sonst benutzte nur der Gott selbst das Roß, um gegen seine Feinde zu Felde zu ziehen, und gar oft stand das Roß nach solchen nächtlichen Ritten des Götzen schweiß- und staubbedeckt frühmorgens im Stalle. Und durch dieses selbe Pferd verkündete der Gott auch seinen Willen: „Wenn man einen Kriegszug gegen irgend ein Gebiet beschloß, pflegten die Tempeldiener vor dem Heiligtum eine dreifache Gruppe von Lanzen aufzustellen; in jeder Gruppe waren je zwei Lanzen in schräger Lage mit einander verbunden, nachdem die Spitzen in die Erde gesteckt waren; die Gruppen waren in gleichem Abstande von einander entfernt. Wenn nun der Kriegszug unternommen werden sollte, wurde das Roß nach feierlichem Gebet von dem Götzenpriester aus dem Stalle am Zügel zu den Lanzen geführt; wenn es diese zuerst mit dem rechten Fuß überschritt, so wurde das als günstiges Vorzeichen für den Krieg angesehen; wenn es aber den linken Fuß auch nur einmal vor dem rechten gebrauchte, so wurde der geplante Angriff auf das fremde Gebiet aufgegeben. Und eine Seefahrt wurde auch nicht eher beschlossen, als bis man an den Fußspuren gesehen

hatte, daß das Roß mit dem glückverheißenden Fuß dreimal hintereinander angesetzt hatte."

Daß der Priester es in der Hand hatte, das heilige Roß so zu lenken, wie es ihm gerade paßte, das wird allmählich wohl aufmerksamen Zuschauern klar geworden sein, aber man hütete sich wohl, es mit diesem mächtigen Manne zu verderben. Aber es wird auch manchen gegeben haben, dem diese Machtstellung des Oberpriesters nicht gerade angenehm war, und besonders die Landesfürsten werden zu seinen heimlichen Gegnern gehört haben, wenn auch die Furcht vor seiner Rache sie veranlaßt haben mag, es nicht ganz mit ihm zu verderben. Sicherlich ist der Fanatismus des Priesters ihnen oft ebenso unbequem gewesen wie dem Volke. Helmold (II, 12) erzählt einen bezeichnenden Vorfall: Mit christlichen Kaufleuten, die zum Heringsfang im November nach Arkona gekommen waren, war auch ein christlicher Priester aus Bardowiek dorthin gekommen, um bei den Kaufleuten den Gottesdienst zu versehen. Davon erfuhr der Swantevitpriester; er berief den König und das Volk der Ranen zusammen und erklärte ihnen, die Götter seien heftig erzürnt und könnten nur durch das Blut des Christenpriesters wieder versöhnt werden. Die Ranen riefen voller Bestürzung die Kaufleute zusammen und baten sie um die Auslieferung des Priesters, boten ihnen sogar 100 Mark dafür, und als die Christen sich dessen weigerten, kündigten sie ihnen für den nächsten Tag den Krieg an. Die Kaufleute konnten sich allerdings durch sofortige Abreise der Gefahr entziehen, aber es ist klar, daß ein solches Vorgehen der Ranen den Handel außerordentlich schädigen mußte, was weder dem Volk noch dem Fürsten angenehm

sein konnte. So wird es wohl kein Zufall sein, daß 1168 die Fürsten Tetzlav und Jaromar nicht zum Entsatz der belagerten Swantevitfeste herbeieilten, sondern sich nach dem entlegenen Garz zurückzogen; vermutlich haben sie nicht eben voll Trauer von dem Fall Arkonas gehört. Nicht gerade gerne werden sie das Swantevitheiligtum aufgesucht haben; aber einmal im Jahre, zum Erntefest, konnten sie dort doch wohl nicht gut fehlen. Dies Fest bildete den Höhepunkt des Swantevitkultes. Da strömte die Bevölkerung der ganzen Insel zum Heiligtum auf Arkona. Der Götzenpriester, so berichtet Saxo, abweichend von dem sonstigen Brauch der Ranen mit langwallendem Haar und Bart, fegte am Tage vorher das Heiligtum, das niemand außer ihm betreten durfte, mit einem Besen aus. Alle Augenblicke mußte er zur Türe eilen, um Luft zu schnappen; denn im Tempelgebäude selbst durfte man nicht atmen, um den Gott nicht durch menschlichen Hauch zu beflecken — so behauptete er wenigstens! Er wird es wohl selbst nicht immer so genau damit genommen haben, aber die Furcht vor dem Zorn des Gottes hielt doch Unbefugte davon ab, aus Neugierde einmal unbeobachtet sich in den Tempel einzuschleichen!

Am folgenden Tage, dem eigentlichen Festtage, strömte das Volk in die Burg hinein und nahm auf dem Platz vor dem Tempel Aufstellung. Feierlich schritt der Oberpriester in den Tempel bis vor das Götterbild, nahm ihm das Trinkhorn aus der Hand und sah nach, ob die Flüssigkeit noch das Horn bis zum Rande füllte — angeblich sollte sie noch vom vorigen Erntefest im Horn verblieben sein —, oder ob etwas verschwunden war. War dies der Fall, so prophezeite er eine schlechte Ernte

im kommenden Jahre und riet, mit den Vorräten haus-zuhalten. War nichts von dem Met verschwunden, so verkündete er ein fruchtbares Jahr. Dann trat er vor das Götzenbild, goß den alten Inhalt des Hornes als Opferspende zu Füßen des Gottes aus, füllte das Horn von neuem mit Met, erbat mit erhobenen Händen für sich und das Land in feierlichem Gebet alles Gute, für seine Landsleute Zunahme an Reichtum und Segen. Dann setzte er das Horn an den Mund und leerte es in gewaltigem Zuge; darauf füllte der trinkfeste Herr das Horn wieder und gab es dem Gotte in die Rechte. Staunend sah das Volk von draußen durch die geöffnete Tür des Heiligtums dem Beginnen des Priesters zu; dann aber flutete es zurück, um Platz für ein neues Schauspiel zu machen. Keuchend und schwitzend schleppten einige Männer einen riesigen Honigkuchen herbei; er war von runder Gestalt und so groß wie ein erwachsener Mann; hergestellt war er wohl aus den Opfergaben, die die Menge dem Gotte gespendet hatte als Dank für die reiche Ernte. Stand der Kuchen auf dem Platze, so trat das Volk auf die eine Seite; der Priester stellte sich hinter den Kuchen und fragte die Leute, ob sie ihn sehen könnten. Bejahten sie seine Frage, dann kündete er ihnen ein schlechtes Erntejahr, verneinten sie seine Frage, so stellte er ihnen für das nächste Jahr eine glänzende Ernte in Aussicht. So lag es im eigensten Interesse der Bevölkerung, die Opfergaben für den Gott nicht zu knapp zu bemessen; den Vorteil davon hatte natürlich der Priester. O ja, man wußte schon, wie man die Opferwilligkeit und Gebefreudigkeit des Volkes wach zu halten hatte! Mit der Ermahnung, auch fernerhin in der Verehrung der Gottheit und emsigem Kultdienst nicht

nachzulassen, schloß der Priester den feierlichen Akt, nicht ohne als sichere Belohnung für die Verehrung des Gottes Sieg zu Wasser und zu Lande verheißen zu haben. Tieropfer lieferten den Stoff zu einem ausgiebigen Opferschmaus, an den sich ein gewaltiges Trinkgelage anschloß, und wenn der Abend hereinbrach, war alles sternhagelvoll betrunken! Denn das gehörte bei solcher Festlichkeit zum guten Ton; wehe dem, der an diesem Tage nüchtern blieb! Er mußte auf harte Strafe des Gottes gefaßt sein, den er durch solchen Frevel beleidigt hatte. Ob sich die Frauen auch an diesem „Festakt" beteiligten, wissen wir nicht. Wenn es aber der Fall war, so dürfen wir doch annehmen, daß die Schranken der Ehrbarkeit und des Anstandes gewahrt blieben. Die Bewohner der Burg von Garz wußten Wunderdinge zu erzählen, mit welch schrecklichen Strafen die dortigen Götter jede Überschreitung der Gebote von Zucht und Sitte in ihren Tempelbereich geahndet hatten; da dürfen wir für Arkona ähnliche Gebote annehmen.

Nicht immer hatte der Swantevittempel auf Arkona gestanden. Wie die Häuser im Burgbezirk erst in der letzten Zeit vor der Eroberung gebaut sind (— sie waren vermutlich für die 300 Diener des Gottes bestimmt, welchen die Wartung der 300 Rosse des Swantevit übertragen war —), so ist auch das Heiligtum erst in der mittelslavischen Zeit entstanden, wie die Gefäßscherben beweisen, die unter dem Fundament des Götzenbildes gefunden sind. So mag der Swantevitkult auf Arkona im 9. oder 10. Jahrhundert aufgekommen sein. Saxo berichtet, es habe auf Rügen mehrere Swantevitheiligtümer gegeben, die durch Priester gleicher Würde, aber geringeren Einflusses geleitet seien. Ob eines davon

älter war als das von Arkona, wissen wir nicht. Ebenso entzieht es sich unserer Kenntnis, ob eine von Saxo berichtete Art des Losens auf Arkona beschränkt war oder sich bei allen Ranen findet; Saxo schreibt nämlich: „Auch das Losen war ihnen nicht unbekannt. Sie warfen drei Holzstäbchen, die auf der einen Seite weiß, auf der anderen schwarz waren, als Lose in den Schoß und sahen in den weißen Glück, in den dunklen Unglück.“ Einen ganz ähnlichen Brauch berichtet auch Tacitus von den Germanen. Wenn Saxo aber im Anschluß an jene Stelle fortfährt: „Selbst die Frauen waren nicht unerfahren in dieser Art des Prophezeiens: neben dem Herde sitzend zeichneten sie, ohne nachzuzählen, beliebig viele Striche in die Herdasche; ergaben diese nachher beim Nachzählen eine gerade Zahl, so galten sie als glückverheißend, anderenfalls als unglückbedeutend“, so gilt das sicher für ganz Rügen. Dieselbe Art der Zukunfterforschung spielt ja heute noch an den verschiedensten Stellen im Volksaberglauben eine Rolle.

Am Pfingstsonntage des Jahres 1168 — es war der 19. Mai — landete ein dänisches Heer unter dem Könige Waldemar I. auf Wittow, um das Heidentum durch einen vernichtenden Schlag gegen das Swantevitheiligtum endgültig zu beseitigen. Es war nicht der erste Kriegszug, den Waldemar gegen die Ranen unternahm. Schon sein Vorgänger, König Erich II., hatte Arkona belagert und die Verteidiger durch Besetzung der einzigen Quelle im Burgbereich zur Ergebung gezwungen (1136), aber den Tempel hatte er verschont. Auch Waldemar hatte bereits 1159, 1160 und 1165 Züge gegen Rügen unternommen und sie 1165 zur Anerkennung der dänischen Lehnshoheit gezwungen.

Als sie nun im Jahre 1168 wieder abfielen, da unternahm er auf Veranlassung seines Kanzlers, des gewaltigen Bischofs Absalon von Roeskilde, einen neuen Kriegszug in der Absicht, die Ranen vernichtend zu schlagen. Gewohnterweise richtete er seine Angriffe zuerst gegen andere Teile Rügens; nach der Knytlingersaga pflegte er auf Hiddensee zu landen, dann bei Strela (Dänholm), auch die Landschaften des südlichen Rügens und besonders das Land Falung (= Schaprode) zu verheeren. Da aber überall die Ranen einem Kampfe auswichen, so landete er schließlich auf Wittow, entweder bei Wiek, wie schon früher einmal, oder auf der Ostseite bei Drewoldke. Ein Posten wurde zur Wittower Fähre geschickt, um etwaige Entsatzversuche der Bewohner des übrigen Rügen zu vereiteln. Ob er auch die schmale Verbindung mit Jasmund, die Schaabe, ebenso hat sichern lassen, wird nicht berichtet, es ist möglich, daß die Bildung der Schaabe damals noch nicht abgeschlossen war. Mit allen übrigen Truppen rückte der Dänenkönig vor Arkona und richtete sich auf eine langwierige Belagerung ein. Aus den nahen Eichenwäldern, die damals Wittow bedeckten, wurden große Mengen von Holz herbeigeholt, um Belagerungsmaschinen zu bauen, große Schleudermaschinen, mit denen man Speere, Steine, Kugeln gegen die Verteidiger schleuderte, und riesige Holzgerüste, die auf Rädern an den Wall herangeschoben werden sollten und die Belagerer mit Fallbrücken in die feindlichen Verteidigungsstellungen auf den Pallisaden bringen sollten. Demgegenüber hatte die Besatzung der Burg, zahlenmäßig trotz eines Hilfskorps aus Garz zu schwach und offenbar auf den Angriff nicht genügend vorbereitet, Schwierigkeiten, den Wall

ausreichend zu besetzen. Besondere Beachtung erforderte das Eingangstor, die schwächste Stelle der Befestigung. Es wäre nötig gewesen, den hölzernen Torturm ganz besonders stark zu besetzen, aber dazu reichten offenbar die Mannschaften nicht aus. Aus dieser Schwierigkeit halfen sie sich durch eine nicht unbedenkliche Verlegenheitsmaßnahme; sie verrammelten den ganzen Eingang durch Erdmassen und ließen in dem Glauben, daß nun nichts passieren könne, den Turm ganz ohne Besatzung. Um Bedenkliche zu beruhigen, brachten sie nebst anderen Feldzeichen die Staniza, das heilige Banner des Gottes, auf dem Turm unter. Der Gott würde doch wohl sein eigenes Feldzeichen schützen!

Die Rechnung war falsch; der Gott täuschte das Vertrauen seiner Getreuen. Der 14. Juni 1168 war ein glühendheißer Tag. Wer nicht gezwungen war, draußen zu weilen, der flüchtete in den Schatten seines Zeltes. Unlustig und träge standen die Wachen der Ranen auf dem Wall und schimpften auf die Hitze. Nur die Jugend konnte nicht untätig sein. Was machten sich die halbwüchsigen Troßknaben im Dänenheere daraus, ob es heiß oder kalt war! Also hinaus ins Freie, das gibt eine herrliche Gelegenheit zum Spielen, wo man keine Püffe von den Soldaten zu besorgen hat! Aber was spielen? Natürlich Belagerung, wie die Großen. Schon sind sie draußen am Wall und „stürmen“. Mit ihren Schleudern schießen sie kleine Steine auf die Verteidiger. Die haben ihren Spaß daran und rufen ihnen spottend muntere Scherzworte zu. Da kommen Dänenjünglinge dazu, die dem Spiel der Knaben zugeschaut und nun selbst Lust bekommen hatten, mitzumachen. Aber die Verteidiger verstanden das falsch, und schnell

ward aus dem harmlosen Spiel blutiger Ernst. Aus kleinen Anfängen entwickelte sich ein allgemeiner Kampf, an dem sich auf beiden Seiten die ganze Kriegsmacht beteiligte. Da bemerkte einer der Jünglinge, daß die Erdschollen, mit denen der Tordurchlaß verrammelt war, sich gesenkt hatten und daß zwischen ihnen und dem Holzturm ein Spalt klaffte. Schnell entschlossen hieß er seine Genossen ihre Speere so in die Erdplacken werfen, daß sie eine Art Treppe bildeten, auf der er behende hinaufkletterte. Da der Turm nicht besetzt war, so blieb sein Beginnen von den Ranen unbemerkt. Gerade kam ein Wagen mit Stroh vorbeigefahren. Rasch holten die Jünglinge die Strohbündel vom Wagen und reichten sie auf den Lanzen ihrem Genossen herauf. Der stopfte das Stroh in den Spalt, zündete es an und glitt behende den Wall herunter. Bei der Trockenheit des Holzes ergriff das Feuer bald den Turm, und im Umsehen stand der ganze Holzturm in hellen Flammen. Als die Ranen den Brand sahen, standen sie erst einen Augenblick erstarrt, dann suchten sie aber mit aller Kraft den Brand zu löschen. Doch das vorhandene Wasser war bald zu Ende; in ihrer Angst versuchten sie es mit Milch, aber der fette Rahm entfachte die Wut des Feuers nur noch mehr. Da gaben sie es auf, und prasselnd stürzte der Torturm mit der Stanitza in sich zusammen. Aber nun hatte das Feuer auch auf die Pallisaden übergegriffen und bedrohte auch die Hütten am Wall. Die meisten der Verteidiger gaben den aussichtslosen Kampf gegen das Feuer auf, um so eher, da ja auch der Angreifer nicht durch das Feuermeer in die Burg eindringen konnte; einige aber konnten es nicht über sich gewinnen, den Wall zu verlassen, und

ließen sich lieber von den zusammenstürzenden Brust-
wehren begraben.

In dieser verzweifelten Lage erhob einer der Verteidiger seine Stimme und verlangte Bischof Absalon zu sprechen. Dieser hatte auf die Kunde von dem Brande hin sein Zelt verlassen und den König veranlaßt, den ganzen Wall mit einer geschlossenen Linie von Belagerern zu umgeben. Nun war er bald hier, bald da, anfeuernd, ratend, helfend. Als ihm nun gemeldet wurde, daß einer der Eingeschlossenen ihn zu sprechen wünschte, da beorderte er ihn nach dem ruhigsten Teile des Walles, wo am wenigsten Lärm und Kampfgetümmel war, und verhandelte mit ihm über die Kapitulation, die jener anbot. Absalon willigte in einen vorläufigen Waffenstillstand unter der Bedingung, daß die Ranen ihre Löschversuche einstellten. In dem Kriegsrat, der im dänischen Lager anberaumt wurde, wurden die Kapitulationsbedingungen festgesetzt: Auslieferung des Götzenbildes mitsamt dem Tempelschatz, Freilassung der gefangenen Christen ohne Lösegeld, Annahme der christlichen Religion und Überlassung allen Landbesitzes des Götzen an die christliche Priesterschaft; ferner sollten die Ranen zur Heeresfolge dem König von Dänemark verpflichtet sein und jährlich von jedem Joch Ochsen 40 Silberdenare als Tribut zahlen. Um die Ausführung dieser Verpflichtungen zu garantieren, sollten 40 Geiseln gestellt werden. Durch das Murren der Soldaten, die auf reiche Beute und ausgiebige Plünderung gehofft hatten, wäre die schon vollzogene Einigung fast vereitelt worden, doch gelang es dem klugen Absalon in dem erneut einberufenen Kriegsrat seine Ansicht durchzudrücken: man müsse durch Schonung der Besatzung von

Arkona auch die anderen Festungen zu gütlicher Kapitulation geneigt machen und sie nicht zu verzweifeltem Widerstande anspornen. Da der unversehrte Erdwall die Lage der Verteidiger keineswegs aussichtslos erscheinen ließ, so schloß sich die Mehrheit der Führer Absalons Votum an, und die Kapitulation der Feste wurde mit den Ranen abgeschlossen.

Am folgenden Tage, dem 15. Juni, wurden zwei vornehme Dänen, Esbern und Suno, von König Waldemar beauftragt, das Götzenbild zu vernichten. Die Vorhänge des Allerheiligsten wurden herabgerissen und die Diener ermahnt, ja recht vorsichtig zu sein, damit keiner beim Fall des Götzenbildes erschlagen würde und dadurch den Ranen Anlaß gäbe, zu erklären, der Gott habe sich an seinen Feinden gerächt. Es stellte sich als unmöglich heraus, die Basis des Bildes aus der Erde herauszureißen, und so ließen die Führer die Schienbeine des Götzen durchschlagen. Krachend fiel das riesige Bild gegen die Rückwand des Tempels, und als diese niedergerissen war, fiel es dröhnend zu Boden. Entsetzt sahen die Heiden, schaudernd die Dänen den Götzen stürzen: „Man sah, wie der Böse in Gestalt eines rabenschwarzen Tieres aus dem Inneren des Gebäudes entwich“, so erzählten später die Augenzeugen (Saxo). Furcht und Entsetzen der Ranen steigerte sich noch, als ihnen zugemutet wurde, das Bild eigenhändig aus der Burg herauszuschleifen. Man konnte doch nicht wissen, ob nicht der Gott über die Frevler eine furchtbare Strafe verhängen würde! So weigerten sie sich standhaft, schlugen schließlich vor, die Gefangenen und die fremden Händler könnten ja das Hinausschleifen übernehmen. So wurde denn das Bild in das christ-

liche Lager geschleppt, und als es hier von den Köchen mit Beilen zu Brennholz zerkleinert war und unter den Kochtöpfen der Dänen verbrannte, da sah auch der fanatischste Anhänger des Götzenkultes ein, daß die Macht seines Gottes endgültig gebrochen sei.

Auch der Tempel in der Burg ging in Flammen auf, und nun machte sich die dänische Priesterschaft ans Werk, um den Christenglauben ebenso fest im Herzen der Ranen zu verankern, wie das Heidentum verankert gewesen war. Aus dem Holz, das für die Belagerungsmaschinen bestimmt gewesen war, wurde ein christliches Gotteshaus gebaut, das wohl an derselben Stelle gestanden hat, wo heute bei dem Fischerdorf Vitte die Kapelle nach dem nahen Burgwall herübergrüßt.

Arkona, die berühmte Swantevitfeste, sank in die Nacht des Vergessenseins. Nie wieder hat es in der rügenschen Geschichte eine Rolle gespielt. Doch die allzeit tätige Phantasie des Volkes umgab die versunkene Burg mit dem Schimmer der Romantik. Wie Vineta sollte es eine blühende Handelsstadt gewesen sein, zu der Kaufleute aus aller Herren Länder kamen. Durch ihre Üppigkeit und Gottlosigkeit beschwor sie den Zorn Gottes über sich herauf; eine Sturmflut verschlang die sündige Stadt.

So sang die Volkssage. Aber noch stehen die Erdwälle der „Jaromarsburg“, wie das Volk sie nennt, und künden von der Zeit, da Swantevit noch über seine Getreuen herrschte. Der christlichen Kirche unterlag er; sie stempelte ihn zum bösen Geist, der als der Wilde Jäger mit höllischen Heerscharen durch die Lüfte braust, dessen Schimmel nächtlicherweile ohne Kopf zwischen Lankensburg und Putgarten umgeht. Ein steinernes

Bild des Götzen aber machte man unschädlich, indem man es in der Kirche von Altenkirchen in die Wand einmauerte. Die Forschung will zwar nichts davon wissen, daß dies Bild ein Swantevitbild ist und will es zu einem Grabstein slavischer Zeit machen. Aber das Volk weiß es besser!

2. Garz (Abb. 5).

Als Bischof Absalon von Roeskilde nach der Kapitulation von Arkona sich zur wohlverdienten Ruhe niedergelegt hatte, da war er mitten in der Nacht aus dem Schlafe aufgestört; Granza, der Führer des Hilfskorps, das die Garzer nach Arkona geschickt hatten, hatte verlangt, ihn zu sprechen. Der hatte dringend um die Erlaubnis gebeten, den Garzern die Kunde von dem Fall Arkonas überbringen zu dürfen und ihnen zur Kapitulation zu raten. Da er durch eine Wunde am Arm kampfunfähig war, hielt Absalon es für unbedenklich, seinen Wunsch zu gewähren, hatte auch einen eintägigen Waffenstillstand bewilligt, wenn er sich bei der Landung der Dänenflotte am Garzer Gestade mit den vornehmsten Führern der Burg zu Kapitulationsverhandlungen einfände. Nach der Zerstörung Arkonas machte sich denn auch Absalon mit einem Teil der Flotte auf, um die starke Festung Garz, die als Tempelfeste das angesehenste Bollwerk nach Arkona war, zu besetzen. Die Landungsstelle der Dänen kann kaum eine andere gewesen sein, als die Nordspitze der tief ins Land einschneidenden Puddeminer Wiek. Dort empfingen schon die Kommandanten der Burg den dänischen Kanzler,

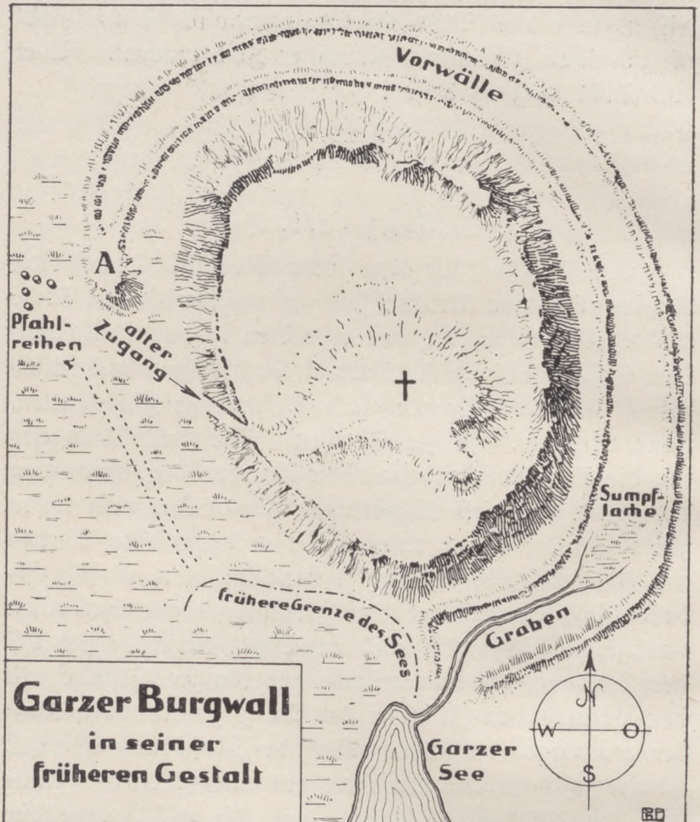


Abb. 5.
Das Kreuz bezeichnet die Stelle, wo vermutlich die Tempel gestanden haben.

Granza mit den beiden Landesfürsten Tetislav und Jaromar. Absalon lud sie auf sein Schiff und hielt sie dort mit Verhandlungen bis zur Ankunft König Waldemars fest. Als der König die Abmachungen über die Kapitulation gebilligt hatte, eilte Bischof Absalon mit dem Fürsten Jaromar und dreißig dänischen Kriegern nach Karenza hinauf. Die Befestigungsanlagen, die er dort erblickte, mochten ihm wohl Bewunderung abnötigen.

„Die Burg Karentia ist von allen Seiten durch Moräste und Sumpflachen geschützt und besitzt nur einen Zugang, der infolge einer sumpfigen Furt schwer zugänglich ist. Wer hier aus Unvorsichtigkeit vom Wege abirrt, versinkt unfehlbar im tiefen Sumpfe. Wenn man diese Furt durchschritten hat, stößt man auf einen vor der Stadt liegenden Fußpfad, der in der Mitte zwischen Wall und Sumpf liegt und zum Tore führt." So schreibt Bischof Absalons Begleiter Saxo. Heute hat sich das Bild sehr verändert. Die Sümpfe sind ausgetrocknet, der Spiegel des Garzer Sees hat sich gesenkt und dadurch sich von der Burg etwas zurückgezogen, die Befestigungsanlagen sind z. T. verschwunden. Aber doch macht das, was die Jahrhunderte überdauert hat, immer noch einen stattlichen Eindruck. Im Süden der heutigen Stadt Garz, zwischen der Stadt und dem Nordende des langgestreckten Garzer Sees, liegt inmitten von gutgehaltenen Anlagen der Burgwall, ein mächtiges Oval von 14 Meter Höhe (an der höchsten Stelle im Nordosten) und etwa 700 Meter Umfang am Fuße des Walles. Die dem See und Sumpf zugekehrte Südseite ist wesentlich niedriger; ihre Höhe beträgt nur 4—5 Meter. Im Südwesten steigt in der Richtung von Norden nach SO. ein Pfad allmählich zur Wallhöhe empor. Das ist der alte

Eingang, während in neuerer Zeit mehrere Zugänge zur Burgfläche hinauf führen. Kommt man durch diesen alten Eingang in die Burg, so übersieht man ein Plateau von mehreren Morgen Flächeninhalt und 600 Meter Umfang, das besonders im nördlichen Teil von einer Wallbrustwehr von kuppigem Aussehen — im höchsten Teil 3 Meter über das Plateau aufragend — umschlossen wird. Der Südteil der Burg ist wesentlich niedriger als das Plateau im Norden; früher stieg der südliche Abhang der Oberburg wahrscheinlich steiler an, heute hat der Ackerbau die Unterschiede mehr verwischt und wird unzweifelhaft in absehbarer Zeit die Niveauunterschiede mehr und mehr ausgleichen. Nach den Backsteinresten, die die Oberfläche des höchsten Punktes innerhalb der Burgfläche bedecken, hat hier vermutlich die alte Kapelle gestanden, die schon 1232 urkundlich bezeugt ist. So wäre auch ohne weitere Befestigungsanlagen der Garzer Wall ein beachtenswertes Bollwerk gegen feindliche Angriffe gewesen, vor allem durch seine geschützte Lage mitten im Sumpf. Aber die Bewohner hatten sich nicht mit dieser natürlichen Befestigung — der Burghügel ist ein diluvialer Lehmhügel, nur die Brustwehr ist künstlich aufgeschüttet — begnügt, sondern noch einen doppelten Außenwall angelegt (s. den Plan Abb. 5). Noch vor 100 Jahren sah der alte Rügenreisende Grümbke „ost- und nordostwärts unterhalb des Hauptwalles fast bis zur Stadt hin einen gekrümmten doppelten Nebenwall, der gleichsam wie ein Außenwall zu betrachten und mit kurzem Gebüsch bewachsen, aber viel niedriger war als der Hauptwall.“ (1817.) Diese beiden Vorwälle vereinigten sich in einem Hügel, der, im Nordwesten gelegen, den Zugang zur Burg beherrschte (auf dem Plan mit A

bezeichnet). Von den Vorwällen waren 1868 nur noch geringe Reste im Südosten vorhanden, heute sind sie ebenso wie der Hügel im Nordwesten gänzlich verschwunden. In dem Wiesengrunde, der sich westlich an die Burg anschließt, sind früher verschiedentlich Pfähle zu Tage gekommen, die reihenweise im sumpfigen Untergrunde steckten. Sie haben sicherlich dazu gedient, den Weg durch den Sumpf, von dem Saxo spricht, fest und gangbar zu erhalten. Wenn dieser Weg, wie es nach der wechselnden Richtung der Pfahlreihen den Anschein hat, im Zickzack den Sumpf durchquerte und dann noch seine Mündung durch den Befestigungskopf der Außenwälle beherrscht wird, dann erst hat man das richtige Bild von der Großartigkeit der Befestigungsanlage dieser fast uneinnehmbaren Burg. Und außerdem lag noch an dem Wege, der von dem Ladungsplatz Puddemin nach Garz herauf führte, nach alten Berichten am Westufer des Sees eine viereckige Wallanlage, die wesentlich geräumiger gewesen ist als der Wall in Garz. Nämlich im Jahre 1725 unternahm der für die heimische Geschichte interessierte Pastor Mildahn in Zudar in Gegenwart des damaligen Bürgermeisters und des Stadtrichters von Garz eine eingehende Untersuchung des Garzer Walles und seiner Umgebung. Dieser schreibt: Auf der linken Seite der Landstraße von Garz nach Stralsund „lieget auf der Weide der sogenannte Alte Hoff mit einem Graben und Wall umgeben, von ungefähr 8 Morgen Feld groß, so daß das Wasser aus dem großen Canal oder anjetzo sogenannten Garzer See selbigen hat rund umbefassen können. Und weil gerad gegen über das Casteel (gemeint ist der Burgwall), ist glaublich, daß der Rugianische Fürst in dieser Gegend seine Residenz gehabt

habe." Aus diesem Bericht („Lustrationsprotokoll") geht hervor, daß die Wallanlage am Westufer des Sees noch vor 200 Jahren vorhanden gewesen ist. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß hier die alte wendische Siedlung gelegen hat. Durch diesen Wall war die Eroberung der Burg noch mehr erschwert, wenn der Feind, wie gewöhnlich, von Süden kam.

Als Bischof Absalon von Puddemin hier heraufritt, mochte er wohl daran denken, wie er an dieser selben Stelle vor wenigen Jahren mit den Ranen gekämpft hatte. „Aber als es zu dunkeln begann, ruderte der Bischof mit seiner Flotte an dem Könige (— der vor dem Dänholm lag —) vorbei nach Parez (= Neparmitz?) und ritt dann hinauf nach der Burg, die Garz heißt. Aber da kamen ihm die Wenden entgegen und bereiteten sich sogleich zum Kampf gegen den Bischof, und sie schlugen sich an einem See. Da entstand eine große Schlacht, und es gab viele Tote, und der Bischof siegte. Aber von den Wenden fielen da 1100 Mann, aber vom Bischof nur ein Mann; aber zwei von den Leuten des Bischofs, die miteinander um die Wette schwimmen wollten, gingen unter." So berichtet die Knytlinger-Saga von jenem Kampf um Garz im Jahre 1165 (cap. 121). Damals hatte der Bischof es trotz seines Sieges nicht wagen können, die Burg Garz selbst anzugreifen, und jetzt, kaum drei Jahre später, ritt er als Sieger mit geringer Kriegsmacht denselben Weg unangefochten, in Begleitung des Landesherren. Wie hatten sich die Verhältnisse geändert!

Nicht lange dauerte der Ritt am Seeufer entlang, von ferne grüßten schon die Tempel im Burgbezirk, da bot sich ein Anblick, der den Begleitern des Bischofs

nicht geringen Schrecken einjagte. 6000 Ranen strömten aus der Burg und dem großen Wall heraus und stellten sich zu beiden Seiten des Weges auf, die Speerspitzen zu Boden gesenkt. Die Dänen besorgten feindliche Absichten, doch der Bischof beruhigte sie: „Seid unbesorgt! Die Ranen wollen uns nur eine Ehre erweisen und uns feierlich begrüßen!“ Und so war es in der Tat. Unangefochten durchschritt Absalon mit seinen Begleitern die Reihen der Feinde, und zaghaft staunten die Ranen den gewaltigen Bischof an, dessen riesige Gestalt die des Ranenfürsten Jaromar weit überragte. Vor der Burg erwarteten die Garzer, die sich zahlreich eingefunden hatten, den Sieger, bei dessen Anblick sie sich ehrfürchtig zu Boden warfen. Als Absalon durch das Eingangstor den Burgbezirk betrat, blieb er stehen und betrachtete das sonderbare Bild, das sich ihm bot, voller Verwunderung. Eine Unmenge von Hütten, die bei schmaler Grundfläche drei Stockwerke hoch aufgeführt waren, drängte sich auf der Burgfläche zusammen, so eng, sagt Saxo, daß Steine, die mit der Schleudermaschine in die Burg geschleudert wären, keinen Platz zum Niederfallen gehabt hätten. Für gewöhnlich war die Burg unbewohnt, aber jetzt waren zahlreiche Notwohnungen für die Kriegsbesatzung errichtet. Bei dem geringen Raum, der zur Verfügung stand, war kaum Platz, die Abfälle und Unrat aus den Häusern herauszuschaffen, und so verpestete ein unerträglicher Gestank die Luft, wodurch, wie Saxo sagt, die Körper ebenso gepeinigt wurden wie die Seelen von der Furcht. In diesen Bezirk sich zu begeben, lockte Bischof Absalon nicht, und so wandte er sich lieber nach der anderen Seite, wo die drei Götzentempel alle anderen Baulichkeiten weit überragten.

Die Mitte des Tempelbezirks nahm der Tempel des Rugievit ein. Anders wie der Swantevittempel auf Arkona zeigte das Heiligtum keine Holzwände, sondern das Dach ruhte nur auf den vier Eckbalken, während Purpurdecken die Wände bildeten. Ebenso war auch der Vorraum nur von Purpurdecken umschlossen. Auf Absalons Geheiß rissen seine Leute die Decken herunter, und nun war das Götzenbild von allen Seiten sichtbar. Als die Dänen es sahen, konnten sie wohl kaum Lachen und spöttische Bemerkungen unterdrücken. Das Götzenbild, etwa 3½—4 Meter hoch, war aus Eichenholz gebildet. An dem Kopfe waren unter einem einzigen Schädeldach sieben menschliche Gesichter angebracht. An dem Gürtel hingen sieben eiserne Schwerter, ein achtes hielt der Gott in seiner Rechten; es war mit einem Nagel so fest in der Faust befestigt, daß es nur durch Abhauen der Hand entfernt werden konnte. Was aber den Dänen am meisten Anlaß zum Spott und Gelächter gab, war etwas anderes: unter dem Kinn des Götzen hatten Schwalben ihre Nester gebaut, und die hatten die ganze Brust des Bildes über und über beschmutzt. „Eine würdige Gottheit, deren Bild von den Vögeln so entstellt und besudelt wurde!" höhnt Saxo. Um die Höhe des Bildes festzustellen, trat Absalon dicht an das Standbild heran; er konnte aber, selbst wenn er sich auf die Fußspitzen stellte und sich so hoch reckte wie nur möglich, mit der Streitaxt nur bis an das Kinn des Gottes hinaufreichen. Dann gab er unter größter Spannung der umstehenden Ranen den Befehl, nach der in Arkona erprobten Methode die Schienbeine des Götzenbildes durchzuhauen und so das Bild zu Fall zu bringen.

Mit lautem Krachen stürzte das Standbild zu Boden und bewies so den Heiden die Machtlosigkeit ihrer Götter. Dann ging's mit Eifer an die Zerstörung des nächsten Tempels, in dem der fünfköpfige, aber waffenlose Porevit verehrt wurde, und nachdem auch dessen Bild auf dieselbe Weise gestürzt war, an den dritten Tempel, der in der Burg stand, den des Porenut. Dessen Bild zeigte vier Gesichter, ein fünftes war auf der Brust angebracht; mit der linken Hand berührte der Gott die Stirn, mit der rechten das Kinn dieses fünften Gesichtes. Nachdem alle Götterbilder umgestürzt waren, gab Absalon den Befehl, die Holzbilder innerhalb der Burg zu verbrennen. Die Bitten der Besatzung, die ihm vorstellte, die gesamten Häuser auf der Burg könnten vom Feuer ergriffen werden, brachten ihn davon ab; aber er befahl ihnen, selbst ihre Götter aus der Burg herauszuschleifen, wozu sie sich nach langem Sträuben schließlich verstehen mußten. Um ihnen die Ohnmacht ihres Gottes noch deutlicher vor Augen zu führen, stellte sich der Däne Sveno noch oben auf die Holzbilder herauf, als sie aus der Burg herausgeschleift wurden. „So vermehrte er sowohl das Gewicht als auch die Schmach und quälte die die Bilder Abschleppenden ebenso durch die Last wie durch den Hohn, da sie sehen mußten, wie ihre einheimischen Gottheiten unter den Füßen eines fremden Priesters lagen."

Auch hier in Garz setzte sofort mit dem Sturz der alten Götter das Bekehrungswerk ein. Noch während der Vernichtung der Götzenbilder weihte der Bischof im Gebiete von Garz drei Kirchhöfe (nach der durchaus glaubhaften Überlieferung Garz, Swantow und Poseritz), zu denen später noch sechs andere hinzukamen

(Knytlingersaga cap. 122). Darauf kehrte Absalon mit Jaromar zu den Schiffen zurück. Die anderen Geistlichen blieben in Garz und tauften — nach sehr flüchtiger Unterweisung in der christlichen Lehre — am folgenden Tage 900 Mann. Auch wurden an mehreren Orten Gotteshäuser errichtet. Am Abend segelte die dänische Flotte ab und ging bei einer Insel in der Nähe des Festlandes (vielleicht dem Dänholm) vor Anker. Hier lieferten die Ranen die Tempelschätze ab, sieben große Kisten voll. Und dann kehrte die Flotte reich beladen in die Heimat zurück.

Nach der Ergebung der Tempelburg bereiteten sich in Garz tiefgreifende Veränderungen vor. Während die alte wendische Siedlung im Schutze der Außenburg am Westufer des Garzer Sees gelegen hatte, wurde nach dem Brauche der damaligen Zeit die Kirche fern von der Stätte des alten Heidenglaubens auf einem Hügel östlich vom See gebaut. Als jener Wall aber seine militärische Bedeutung mehr und mehr einbüßte, da zogen sich die Wenden, soweit sie zum Christenglauben übergetreten waren, immer mehr zu dem Kirchenhügel hin, und diese neue Siedlung erhielt den Namen Wendorf (= Wendendorf). Als dann Deutsche sich in der Nähe der Garzer Burg, die offenbar ihre Bedeutung als politischer Mittelpunkt des Bezirks nicht eingebüßt hatte, ansiedelten, da erbauten sie nördlich des Burgwalles die deutsche Siedlung Garz auf, die später Stadtrecht vom Landesherrn erhielt. Dieses deutsche Dorf wird im Jahre 1314 zum ersten Male urkundlich genannt als „Teutunicum Gartz" neben der Burg (castrum) und dem wendischen Garz. Bald danach hat auch die Burg noch einmal eine Rolle gespielt. In dem Rügenschen

Erbfolgestreit, der nach dem Tode Wizlaws III. 1325 ausbrach — Pommern und Dänemark kämpfte um dem Besitz der Insel —, wurde die Burg von den Stralsundern und Greifswaldern belagert. Die beiden Ritter Thetzo Stange und Martin Rotermund verteidigten die Burg als dänische Lehnsleute, mußten aber kapitulieren und die Burg übergeben (1327). Damals werden wohl die Sieger, bei denen sich auch der Pommernprinz Bogislav V. befand, die Kapelle besucht haben, die an der Stätte der Götzentempel im Anfang des 13. Jahrhunderts errichtet war (1232 zuerst erwähnt). Und da mag auch manches Wort über die drei Götter von Garz und die Ereignisse des großen Jahres 1168 gefallen sein.

*

Die Knytlingersaga schließt an den kurzen Bericht über den Fall von Garz noch einige Worte über die übrigen Götter an, die auf Rügen verehrt wurden: „Ein fünfter Gott hieß Pizamar. Er war in Asund, so heißt eine Stadt; er wurde auch verbrannt. Da hieß auch einer Tjarnaglofi; er war ihr Siegesgott und fuhr auf Heerfahrten mit ihnen. Er hatte einen Schnurrbart aus Silber. Er hielt sich am längsten, aber endlich bekamen sie ihn doch drei Jahre darauf.“ Es hat in neuerer Zeit nicht an Versuchen gefehlt, die Stadt Asund mit irgend einem der erhaltenen Burgwälle zu identifizieren, doch sind sie über allgemeine Vermutungen und unbeweisbare Hypothesen nicht hinausgekommen. Dieselbe Stadt Asund wird auch noch an einer anderen Stelle (cap. 121) der Saga genannt, aber auch hier lassen sich aus der Reihenfolge, in der die einzelnen Ereignisse sich vollziehen, keine sicheren Rückschlüsse ziehen.

Es handelt sich um den Zug der Dänen gegen Rügen vom Jahre 1165. Waldemar landet zuerst bei einem Opferhain Boeku in der Nähe von Strela (= Dänholm), fährt dann nach Valung (Schaprode), dann nach Wiek und dem Marktplatz von Wittow, nach einer kurzen Rast auf Hiddensee geht der Zug wieder nach Strela, von wo aus Bischof Absalon seinen Vorstoß nach Garz unternimmt; von Strela aus fährt die Flotte nach Asund und von hier wieder nach Hiddensee. Man könnte aus dieser Reihenfolge schließen, daß Ásund zwischen dem Dänholm und Hiddensee an der Südwestküste Rügens gelegen habe; dann könnte man an die Gegend von Rambin denken, wo sich Reste einer wendischen Siedlung gefunden haben, oder an den früheren Burgwall von Ralow. Aber bei dem Mangel an sicheren Nachrichten sind alle derartigen Schlüsse so unsicher, daß man damit garnicht vorsichtig genug sein kann. Und wo der Tjarnaglofi (= Schwarzhaupt) seinen Kult hatte, darüber läßt sich noch weniger vermuten. Irgendwelche Argumente werden sich schließlich für jeden der rügenschen Burgwälle außer Arkona und Garz ins Feld führen lassen.

3. Der Rugard (Abb. 6).

Ebenso wie die Stadt Garz hat sich auch der heutige Mittelpunkt der Insel, die Stadt Bergen, im Schutze eines Burgwalles entwickelt. Diese Festung lag auf dem 90 Meter hohen Rugard, der weithin das Land beherrscht. Vom Nordausgang der Stadt Bergen zieht sich ein ziemlich schmaler Höhenrücken von Westen nach Osten, der dicht an der Stadt die Höhe von etwa 85 Meter erreicht und in gleichmäßiger Steigung auf einer Strecke von 500 Meter um 5 Meter ansteigt. Der höchste Punkt, der Rugard selber, bildet auch den östlichen Abschluß der Erhebung; nach Süden, Osten und Nordosten fällt der Berg steil ab, nach Nordost allerdings schon in langsamerer Abstufung, nach Nordwesten und Westen vollzieht sich die Senkung in allmählichem Übergang zu geringeren Höhen. So bildet der Rugard ein Oval mit der Längsrichtung von Südwest nach Nordost; es besteht aus zwei Stufen, von denen die obere etwa 1—1½ Meter über die untere aufragt. Sollte dieser Platz befestigt werden, so ergaben sich von vornherein zwei Teile, die obere Stufe bildete die Hauptburg, die im Osten und Nordosten vorgelagerte untere Stufe eine Vorburg. Im Süden und Südosten bildete der Steilabfall hinreichenden Schutz, so daß man hier von einer besonderen Umwallung absehen konnte. Die ganze Westseite dagegen bedurfte eines starken Schutzes, und so ist hier ein Wall von stattlicher Höhe aufgeschüttet, an den höchsten Stellen wohl bis 10 Meter hoch. Eine Schlucht, die von Südwesten sich heraufzieht, bot die Möglichkeit, sie durch einen tiefen Graben nach Norden bis zum Eingang zu verlängern und dadurch den Wall noch höher erscheinen zu lassen,



Abb. 6a. Der Wall vom Rugard.



Abb. 6b. Der Wall vom Rugard.

als er in Wirklichkeit war. Dort, wo der Wall in der Mitte der nordwestlichen Langseite der ganzen Anlage seine größte Höhe erreicht, ist er bis auf die Sohle in einer Breite von 5 Meter ausgeschnitten, um hier einen Eingang zu schaffen, den einzigen, der in die Hauptburg hineinführt. Die Hauptburg bildet eine nach Osten leicht ansteigende Fläche von reichlich 100 Meter Länge und 90 Meter Breite. Heute trägt ihre höchste Erhebung den Arndt-Turm. Auf der unteren Stufe schließt die Vorburg an, deren Flächenraum etwa zwei Drittel der Hauptburg erreicht. Ihre rund 200 Meter lange Umwallung hat eine durchschnittliche Höhe von 2—2 1/2 Meter; nur ihr Endpunkt im Nordwesten, wo sie bis auf wenige Schritte an die Hauptburg herankommt, erhebt sich zu einer kegelförmigen Erhöhung, ähnlich wie bei dem Garzer Burgwall der Hügel, in dem sich die beiden Vorwälle vereinigten. Zwischen diesem Wallkopfe und der Hauptburg führt ein schmaler Zugang in die Vorburg (Abb. 7), ein zweiter Eingang liegt im Nordosten. Er war so angelegt, daß der eine Wallflügel über den anderen herübergriff, so daß er von beiden Wallenden aus leicht verteidigt werden konnte.

So ist hier auf dem Rugard (d. h. Rügenburg) unter geschicktester Ausnutzung aller Vorteile, die das Gelände bot, eine Befestigung entstanden, die sich neben Arkona und Garz wohl sehen lassen konnte. Wann die Festung entstanden ist, wissen wir nicht. Die Untersuchung der Anlage vom Jahre 1868 ergab nur spätslavische Kulturhinterlassenschaft; die Scherben von Tongefäßen, die damals gefunden wurden, zeigten durchweg jüngeren Charakter als die vom Garzer Wall; die



Abb. 7. Der Außenwall vom Rugard mit Tordurchlaß.

Gefäße waren auf der Töpferscheibe geformt, in geschlossenem Ofen gebrannt, der Ton ist fein geschlemmt, die Verzierung beschränkt sich auf die parallel um das Gefäß herumlaufenden Rillen. Es ist also möglich, daß die Rugardbefestigung erst aus den letzten Zeiten des Heidentums stammt, wenn man auch schwer versteht, daß eine so glänzende Verteidigungsmöglichkeit im Mittelpunkt der ganzen Insel nicht früher ausgenutzt sein sollte. Dies wird aber verständlicher, wenn man bedenkt, daß die Angriffe auf die Insel in der Regel von der See aus durchgeführt wurden, und daß daher die Küstenstriche viel eher einer Verteidigungsanlage bedurften als die Mitte des Landes. Erst die zunehmende Macht der Landesfürsten wird sich diesen Platz als politischen und Verwaltungsmittelpunkt nicht haben entgehen lassen, und nach dem Fall der Tempelburgen 1168, vielleicht auch schon vorher, hatte Fürst Jaromar seine Residenz auf dem Rugard, und auch seine Nachfolger hielten bis zum Jahre 1260 daran fest. Nachdem der Rugard aufgehört hatte, fürstliche Residenz zu sein, schenkte Wizlaw II. 1285 die Kapelle, die sich in der Burg befand, dem Nonnenkloster in Bergen, das Jaromar I. im Jahre 1193 gegründet hatte. Außer der Kapelle befand sich auch eine Schenke auf dem Rugard, die 1250 urkundlich erwähnt wird. Im Schutze der Burg, aber doch in einiger Entfernung davon entwickelte sich um das Kloster mit seiner schönen Kirche der Ort Bergen, der heute noch als Mittelpunkt der Insel Sitz der Kreisverwaltung ist. In der Turmseite der Berger Kirche ist links vom Eingang ein altes slavisches Steinbild eingemauert (Abb. 8); es ist ein stark verwittertes Steinrelief, etwa 1 Meter

hoch, und stellt einen Mann in langem Rock und spitzer Mütze dar; er hat einen Spitzbart, und unter der Mütze quellen seine langen Haare hervor, die zu beiden Seiten des Gesichts in zwei Locken zusammengebunden sind. Die beiden Arme ruhen auf der Brust; was er in ihnen trug, ist nicht mehr zu erkennen, links ist nachträglich ein Kreuz roh eingemeißelt; vielleicht trug er vorher in der Linken ein Trinkhorn, wie das sehr ähnliche Bild in der Kirche von Altenkirchen. Die Haartracht läßt vermuten, daß es der Grabstein eines heidnischen Priesters ist. Man hat die Vermutung ausgesprochen, daß dieses Bild vom Rugard stamme und daß auch auf dem Rugard ein heidnischer Tempel gestanden habe. Ein Beweis dafür läßt sich nicht erbringen. Nur das eine ist sicher, daß die Christen, die die diese Bilder durch Einmauern in die Kirchen unschädlich zu machen suchten, sie irgendwie mit dem heidnischen Götzenkult in Zusammenhang gebracht haben müssen.



Abb. 8. Grabstein eines heidnischen Priesters im Turm der Kirche zu Bergen.

4. Der Wall von Venz.

Wenn man aus den Gewässern von Hiddensee durch die enge Wittower Fähre in den Großen Jasmunder Bodden hineinkommt, dann sieht man bald zur Rechten eine langgestreckte, schmale Einbuchtung sich nach Süden landeinwärts ziehen. Etwa 1$^1/_2$ Kilometer südlich der innersten Spitze dieser Neuendorfer Wiek liegt mitten in sumpfigem Gebiet ein wendischer Burgwall, 1 Kilometer nordöstlich von dem Gute Venz. Von der Udarser Wiek, die die Halbinsel Schaprode, das Land Valung der Wikingersagas,[1]) im Süden abschließt, ist er auch nur kaum 6 Kilometer entfernt, so daß eine Verteidigungsanlage in diesem so oft von den Dänen verheerten Gebiet wohl verständlich erscheint. Und gerade gegen einen Angriff von Westen ist der Wall vortrefflich geschützt. Im Westen, Süden und Norden war er von Sumpf umgeben; am geschütztesten ist die Westseite, weshalb die Erbauer hier auf eine hohe Wallanlage verzichten konnten. Auch auf der Nordseite konnte man sich mit einem Walle von geringer Höhe begnügen, anders war es im Süden und Osten. Im Süden war zwar das Wiesengelände, das heute bis an den Wall reicht, damals sicherlich auch ein Sumpf, aber es führte dort der einzige Zufahrtsweg von Osten im Schutze des Südwalles bis zu dem Eingang in der Südwestecke der Anlage. Nur im Osten reicht fester Boden bis unmittelbar an den Wall heran, und darum mußte die Befestigung hier ganz besonders stark sein. Heute befindet sich auf der Ost=

---

[1]) Die Ostgrenze des „Landes Schaprode" bildete vermutlich den Höhenrücken, der sich vom Fuchsberg bei Ganschvitz nach SW. auf die Udarser Wiek hinzieht.

seite ein zweiter Eingang, der aber sicher erst in neuerer Zeit angelegt ist. Die innere Burgfläche besitzt eine recht beträchtliche Größe. Sie bildet ein Viereck von etwa 200 Meter westöstlicher und 160 Meter nordsüdlicher Ausdehnung, ist also bedeutend größer als der Rugard. Im nördlichen Teile der Burgfläche zieht sich von Osten nach Westen eine Niederung, in der sich zwei moorige Vertiefungen finden. Die Burg ist also auf Sumpfgelände gebaut, das hier offenbar nicht ganz zugeschüttet ist, um sich in Kriegszeiten die Möglichkeit, Wasser für das Vieh zu beschaffen, zu erhalten. Die Scherben von Tongefäßen, die bei der Untersuchung des Walles 1868 gefunden wurden, weisen in die späteste Wendenzeit; so ist es sehr wohl möglich, daß der Wall unter dem Eindruck der Dänenzüge gegen das Land Valung als Zufluchtsort für Mensch und Vieh entstanden ist. Das in einer Urkunde vom Jahre 1314 genannte castrum Scaprode (P.U.B. V. Nr. 2911. 2949.), ist der Wall von Venz allerdings nicht; das muß bei dem Dorfe Schaprode gelegen haben, sonst wäre es schwer verständlich, warum dieses so benannte Dorf gerade an seiner heutigen Stelle im äußersten Südwesten der Halbinsel entstanden ist, wo es seinen Namen „neben der Fähre“ am wenigsten verdient. Und bei diesem Dorfe waren noch 1830 Reste eines Walles am Nordende des Dorfes zu erkennen. Eine andere Frage ist es, ob diese Burganlage schon in der heidnischen Zeit bestanden hat, da doch die Knytlingersaga sie nicht erwähnt (cap. 121).

Die Wälle von Jasmund.

5. Die sog. Herthaburg.

Von allen rügenschen Burgwällen haben wenige so große Berühmtheit erlangt wie der Wall am Herthasee, die Herthaburg. Kein See und kein Burgwall auf Rügen führt seinen Namen mit weniger Recht als See und Burg, die mit der germanischen Göttin Nerthus-Hertha in Verbindung gebracht sind. Der Volksmund kennt jenen Namen nicht; für ihn gibt es nur den „Borgwall“ und den „Schwarzen See“. Heute bestimmen allerdings Geschäftsrücksichten den Namen, und jeder Besucher kann sich für 10 Pfennige den „Genuß“ verschaffen, sich die Sage vom Herthasee von einem der geschäfts- und reklametüchtigen Jungen, die dort auf ihre Beute lauern, erzählen zu lassen. Die Sage verdankt ihre Entstehung nicht der frei gestaltenden Phantasie des Volkes, sondern der Vermutung eines Gelehrten, des alten Philipp Klüver, der zuerst auf den Gedanken kam, der zweifellos recht stimmungsvolle See mit der Burg (— der sog. Herthastein oder Opferstein ist erst zu Reklamezwecken im 19. Jahrhundert dorthingeschafft —) sei der Schauplatz des von Tacitus erwähnten Nerthus-Kultes (Klüver, Germania antiqua. Leyden 1616).

Etwa einen Kilometer östlich des Königstuhls, des wundervollen, 120 Meter hohen Kreidefelsens auf Stubbenkammer (— der Name Königsstuhl ist schon 1584 bezeugt —) liegt in schönstem Buchenwald der kreisrunde Hertha-See, der wegen seiner Tiefe (16 Meter) und seines morastigen Grundes tief-schwarz erscheint. An seiner Nordostseite erhebt sich dicht am Seeufer der länglichrunde Wall, der früher nicht nur

durch den See geschützt war; denn südöstlich schließt sich an den See ein langgestrecktes Moorgelände an, ebenso im Westen des Sees und in geringer Entfernung auch nordöstlich des Walles. So mag in der Slavenzeit wohl ein ausgedehntes Sumpfgebiet die Burg im Westen, Süden und Südosten ähnlich gesichert haben, wie wir es bei dem Wall von Venz feststellen konnten. Geschickt ist einer der langgestreckten Erdrücken, welche die Stubbnitz durchziehen, für die Befestigung ausgenutzt; auf dem äußersten Ende eines solchen Rückens, der sich in das Gebiet zwischen dem See und dem sumpfigen Bruchgelände hineinschiebt, ist der Burgwall errichtet. Das Befestigungswerk bildet ein längliches Oval von etwa 80 Meter Länge in der Richtung NW.—SO. und 30—35 Meter Breite. Der Umfang des ganzen Walles am Außenfuße beträgt gut 500 Schritte. Auf der Seeseite ist der Burghügel nicht weiter befestigt, die anderen Seiten haben einen Wall aufzuweisen, der außen sich zu 20 Meter und darüber erhebt, während innen die Wallhöhe immerhin bis 10 Meter erreicht. Der Eingang liegt im SW., der Zugang dahin führt eine Strecke zwischen Wall und See hin, wie es ähnlich auch bei anderen beobachtet werden konnte. Zum See hin senkt sich die Innenfläche der Burg ohne Umwallung ziemlich schroff herab. Kann schon nach der äußeren Anlage kein Zweifel an der wendischen Herkunft des Burgwalles bestehen, so lieferte die Untersuchung von 1868 die Gewißheit, daß die Burg eine wendische Festung war. Die Gefäßscherben, die gefunden wurden, weisen alle in die spätslavische Zeit. Daß die Herthaburg auch eine Kultstätte mit einem slavischen Tempel gewesen wäre, wie

man seit 75 Jahren annimmt, ist nicht bewiesen. Wenn man nicht gerade Volkssagen als Beweismittel ansehen will, so haben wir keinerlei Anhaltspunkte dafür; und diese Grundlage erscheint doch gar zu unsicher.

6. Der Hengst.

Dort, wo sich etwa 1/2 Kilometer nördlich der letzten Häuser von Saßnitz der erste hohe Abschnitt der Kreidefelsen erhebt, springt plötzlich zwischen der sog. Piratenschlucht und der tief eingeschnittenen Mündung des Lenzer Baches ein Kreiderücken weißschimmernd vor, der sog. Hengst. Die obere Fläche dieses Vorsprungs, (der sog. Sattel) wird durch einen halbkreisförmigen Wall von 90—100 Meter Länge und 5—6 Meter Höhe abgeschlossen. Der Eingang befindet sich im Südwesten. Heute führt der Uferweg nach Stubbenkammer durch den Wall hindurch. Die Anlage ist fast die gleiche wie auf Arkona, aber man darf daraus nicht schließen, daß auch dieser Burgwall einen Tempel enthalten hat. Die Beschaffenheit der hier gefundenen Tonscherben, die dicker und gröber, dabei unverziert sind, haben 1868 die Untersuchungskommission zu dem falschen Schlusse verleitet, daß die Anlage in die vorwendische Zeit zu setzen sei; die Scherben wurden sogar als steinzeitlich angesehen. Wir wissen heute aus zahlreichen wendischen Funden, daß solche Scherben keineswegs älter zu sein brauchen als die feineren, verzierten Gefäße derselben Epoche. Auf wendischen Siedlungen finden sich häufig beide Arten nebeneinander. Daher dürfen wir daraus nicht den Schluß auf ein höheres Alter des Walles auf dem Hengst ziehen.

7. Der Wall bei Werder.

Etwa 200 Meter südlich von der Oberförsterei Werder in der Stubbnitz erhebt sich ein stattlicher Berg, der sog. Schloßberg, hoch über seine Umgebung. Im Süden und Westen fällt er steil zum Steinbach ab, auch vom Osten gesehen ist seine Höhe recht beträchtlich. Der Wall, der diesen Berg krönt, ist wohl der wissenschaftlich umstrittendste aller rügenschen Wälle. Er bildet ein längliches Viereck mit abgerundeten Ecken; die Südseite hat eine Länge von etwa 180 Meter, die Westseite von reichlich 100 Meter. Die Höhe der Umwallung dagegen ist auffallend gering und überschreitet wohl nur ausnahmsweise 2 Meter. Im Norden und Osten, wo das Terrain keine Sicherheit bot, ist ein Graben gezogen, von dem heute nur noch an einzelnen Stellen Spuren erkennbar sind. Eine Unterbrechung des Walles im Westen und im SO. findet ihre Erklärung in dem Vorhandensein von tiefen Schluchten an diesen Stellen; weniger verständlich ist es, daß die drei Zugänge im Norden und Nordosten aus der Zeit der ursprünglichen Anlage stammen sollen. Welchen Zwecken auch der Wall gedient haben mag, das Vorhandensein von drei Eingänge an dieser Seite, wo der Angriff am leichtesten möglich war, ist unter allen Umständen eine solche Schädigung der militärischen Anlage, daß sie nicht alle drei alt sein können. Welcher der ursprüngliche war, läßt sich schwer sagen, vermutlich doch der auf der Ostseite. Die ungewöhnliche Anlage der Befestigung hat die Kommission 1868 zu dem Schluß geführt, daß der Wall nicht wendisch sei, sondern ein dänischer Lagerplatz aus der Zeit der Zerstörung von Garz und Arkona. Damit läßt sich aber schwer die

unbestreitbare Tatsache in Einklang bringen, daß auf dem Wall und im Wallgraben wendische Scherben gefunden sind. Die Erklärung der Kommission, daß auf dem Lagerplatz wohl Töpfe zerbrochen sein könnten, deren Scherben man heute fände, kennzeichnet sich schon selbst als ein Verlegenheitsprodukt.

Wenn bei irgend einer der rügenschen Burgen, so könnte man bei dieser an die Möglichkeit einer vorwendischen, germanischen Errichtung denken. Hügelgräber, die in seiner Umgebung liegen, könnten natürlich auch wendischen Ursprungs sein, aber bei dem riesigen Näpfchenstein, der dicht neben dem Wall liegt, darf das wohl als ausgeschlossen gelten. Steine mit napfartigen Vertiefungen finden sich von der Steinzeit an im germanischen Kulturgebiet unter Verhältnissen, die eine kultliche Bedeutung dieser Gebilde wahrscheinlich machen.

Die kleineren Wälle
im Osten der Insel.

Während sich in dem Gebiet zwischen Garz und Putbus einige unbedeutende Wallreste am Kniepower See und auf der sumpfigen Serpin-Wiese bei der Försterei Ketelshagen finden, die in ihrer zeitlichen Stellung und ihrer militärischen Bedeutung ganz unsicher sind, gibt es unmittelbar am Meeresufer noch zwei Burgwälle, die sicher wendisch sind. Bei dem Gute G o b b i n springt eine erhöhte Landspitze in südöstlicher Richtung in die sog. Having vor, jenes Binnengewässer, das durch die langgestreckte Halbinsel Reddevitz von der Hagenschen Wiek und den Gewässern des Rügianischen Boddens abgetrennt wird. 30 Meter hoch ist die Landspitze, die den Burgwall trägt; durch eine Schlucht, die in das Steilufer in westlicher Richtung hineinragt, wird ein Plateau von etwa 250 Meter Umfang abgeschnitten, das offenbar in wendischer Zeit als Beobachtungsposten gedient hat. Eine Brustwehr ist nicht mehr vorhanden. Rohe Scherben bedecken den Boden, gelegentlich liegt auch wohl einmal eine Lanzenspitze aus Feuerstein dazwischen, wie auch in anderen Burgwällen steinzeitliche Geräte beobachtet sind. Die Wenden haben die Feuersteinbeile, Lanzenspitzen &c., die sie im Gelände fanden, offenbar mitgenommen und selber benutzt.

Ähnlich wie der Gobbiner Burgwall liegt auch der letzte der rügenschen Wälle an einem Binnengewässer, der von Z u d a r. Den äußersten Südosten von Rügen bildet die Halbinsel Zudar, die im Nordosten von der Schoritzer Wiek begrenzt wird. Von dieser Schoritzer

Wiek schneidet sich in ihrem Südwestende noch eine Inwiek bis zu den Dörfern Maltzien und Poppelvitz ins Land ein. Den engen Zugang zu dieser Poppelvitzer Wiek beherrscht der kleine Burgwall, der sich gegenüber von der Kirche des Dorfes Zudar auf einer schmalen Landzunge erhebt, die sich nach Osten in den engen Sund vorschiebt. Das schmale Verbindungsstück nach dem Dorfe Zudar hin liegt so tief, daß es häufig unter Wasser steht. Der Wall bildet ungefähr ein Quadrat von 60—65 Meter Seitenlänge; nach der Landseite hin ist er 2—3 Meter hoch, nach Osten steigt er bis gegen 10 Meter. Die Verteidigungslage ist glänzend: drei Seiten sind von Wasser umgeben, die vierte eine schmale Landzunge, die auch teilweise unter Wasser steht. Das Wallplateau ist heute beackert. Massenhaft liegen neben Feuersteingeräten Gefäßscherben über die ganze Fläche zertreut, meist spätslavischen Charakters, aber es finden sich daneben auch Scherben mit anderer, geradliniger Verzierung aus feinerem, härter gebrannten Ton (Abb. 1 unten); auch Bruchstücke mit Verzierung auf beiden Seiten und sogar mit Glasur kommen vor. Das beweist, daß der Wall noch in der nachslavischen Epoche des Mittelalters, im 13. Jahrhundert bewohnt war. Die Volksüberlieferung spricht von einer Raubritterburg, die da gestanden habe, und etwas Wahres mag daran sein. Jedenfalls hauste auf der Burg eine adelige Familie, der der Zudar gehörte. Eine Urkunde vom Jahre 1241 nennt uns sogar ihren Namen: es war das Geschlecht der Tessimeritz (d. h. der Nachkommen Tessemars). Es waren zwei Brüder, Pribislav und Gustizlav; ihre Söhne Zlavic, Ponten und Nedamir besaßen Wiesen und Waldungen auf der

Insel Koos bei Greifswald. Und nun verkauften sie 1241 die Wiesen auf Koos an das Kloster Eldena, allerdings unter der Bedingung, daß ihre Leute vom Zudar das Recht haben sollten, auf Koos Holz zu schlagen und die Eichelmast für ihre Schweine dort mitzubenutzen (P.U.B. I. S. 309). Aber es zeigte sich bald, daß diese wendischen Adeligen immer noch das alte Räuberblut der Ranen in ihren Adern hatten. Eines Tages erschienen die Herrn Tessimeritz auf Koos und entführten dem Kloster Eldena eine stattliche Schweineherde, 133 Stück. Den Anlaß hatten vielleicht Streitigkeiten zwischen den beiderseitigen Hirten gegeben. Der hochwürdige Abt des Klosters war aber nicht gesonnen, diese Schmälerung des Klostereigentums ruhig hinzunehmen und tat die räuberischen Edelleute in den Bann. Da mußten die hochgemuten Herrn schleunigst zu Kreuze kriechen. Fürst Wizlav I., dessen Vermittlung sie 1247 anriefen (P.U.B. I. S. 355), brachte einen Vergleich zustande; die Tessimeritze wurden zwar vom Banne gelöst, mußten aber auf Holzschlag und Schweinemast auf Koos verzichten.

So gehen in diesem Falle Funde und urkundliche Überlieferung zusammen und zeigen uns, daß die kleineren Burgwälle wohl nichts weiter als die Rittersitze wendischer Edelen waren.

Daß Rügen 200 Jahre nach dem Sturz des Heidentums ein im wesentlichen deutsches Land war, das verdankte es in erster Linie seinen Landesfürsten. Wie sie ein Interesse an dem Sturz der wendischen Priesterschaft gehabt hatten, so gebot ihnen ihr eigenes Interesse an der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes, Deutsche ins Land zu rufen, vor allem deutsche Bauern, die eine entwickelte Ackerbewirtschaftung mitbrachten. Unmerklich vollzog sich die Umwandlung des slavischen in ein deutsches Land. Es wird sich hier dasselbe abgespielt haben wie in anderen Landschaften. Ein Unternehmer, der Locator, erhielt den Auftrag, im deutschen Stammlande, am Niederrhein, in Flandern, Westfalen Auswanderungslustige zu sammeln, denen die heimische Scholle zu eng geworden war, und sie auf Rügen anzusiedeln. Er regelte die Verteilung des zur Verfügung stehenden Landes und überwachte die Anlage des Dorfes. Dafür erhielt er Abgabenfreiheit auf seinem „Freischulzengut" und war als Schultheiß Vertreter der Herrschaft oder des Fürsten. So entstanden in einiger Entfernung von den Wendendörfern die deutschen Dörfer, von jenen unterschieden durch die Bauart und durch die Bezeichnung „Groß-" (Groß-Stresow im Gegensatz zu Klein-Stresow) oder durch den Zusatz „Neu-" (Neu-Reddevitz ist das deutsche, Alt-Reddevitz das wendische Dorf).

In der Regel wird nicht der Landesfürst selber die deutschen Bauern berufen haben, sondern ein Adeliger, der von jenem die Güter geschenkt bekam, in besonders hohem Maße aber wahrscheinlich die Geistlichkeit. Den entscheidenden Anstoß hatte Jaromar I. gegeben, als er 25 Jahre nach dem Fall von Arkona

das Nonnenkloster in Bergen gründete (1193) und dem Kloster, das mit dänischen Nonnen aus Roeskilde besetzt wurde, sehr stattlichen Landbesitz verlieh; ein Gehöft auf Wittow, eins im Lande Uollungh oder Schaprode, eins im Lande Segozszi, die Gehöfte Gargolizi (= Zargelitz) und Carow; ferner verlieh er ihnen in den Ländern Rügen, Wusterhusen, Bukow, Meseritz, Gützkow, Ziethen, Tribsees, Barth und Loitz von jedem Pflugwerk einen Scheffel Getreide und 1 Denar in barem Gelde, auf Rügen allein noch dazu 1 Fuder Holz, 1/2 Fuder Heu, 2 Garben Hafer und 5 Eier. Eine wahrhaft fürstliche Ausstattung! Und in der folgenden Zeit mehrte sich der Besitz des Klosters, das die Cistertienserregel annahm, noch beträchtlich; 1250 werden als Besitzungen des Klosters genannt: die Kirchen von Zagarde (= Sagard), Babyn (Bobbin) und Yasmund, die Schenke auf dem Rugard, Besitzungen und Zehnten in Dargoliz (Zargelitz), Charua (Carow), Zegastiz, Lucobandis (Lubkow?), Dabiniz, Dres (Nonnevitz), Nobbin, Drivolc (Drewoldke), Ciarb (Scharpitz?), Löum, Scob (Schabe), Potprimizl (Promoissel), Zagard, Blischove, Lancha (Lancken), Garemyn, Gadimoviz (Gademow), Guttin, Melno (Mölln), Sieraf (Sehrow), Lubanovitz (Libnitz), Wasscherviz (Vaschvitz) und Suszina (Zessin). Da hatten die frommen Frauen Gelegenheit genug, deutsche Bauern ins Land zu holen, die ganz andere Erträge aus dem Boden herauswirtschafteten wie die Wenden. Und um 1300 begegnen uns die ersten Beispiele von Ersetzung slavischer Ortsnamen durch deutsche: Dres bekommt nach seinen Besitzerinnen den Namen Nonnevitz, Wiek auf Wittow heißt noch 1314 Medow, 1318 dagegen schon „Medowe sive

Wyk" (P.U.B. V. S. 2918. 3234.), wobei zu beachten ist, daß schon 1165 die Dänen den Ort Vik nannten. Ebenso hat die Bezeichnung für das Land Schaprode lange geschwankt zwischen dem Namen Falung oder Wollung, den die Knytlingersaga 1165 kennt, und der Benennung Schaprode (= neben der Fähre); in der Urkunde Jaromars I. von 1193 heißt es noch „Uollungh, que dicitur Szabroda". Die Wiederaufnahme der alten Wikingernamen ist garnicht verwunderlich, da ja die Dänen seit 1168 die Herren des Landes waren. An den ältesten Kirchenbauten, besonders an der Kirche zu Bergen, ist dänischer Einfluß ganz unbestreitbar. Doch tritt allmählich der dänische Einfluß zurück und der deutsche tritt an seine Stelle. Bald nach 1300 wird ja auch das deutsche Garz (Teutunicum Gartz. 1314) genannt. Diese Entwicklung wurde zweiffellos sehr gefördert durch die enge Verbindung der rügenschen Fürsten mit dem deutschen Geistesleben, deren schönster Zeuge der Minnesänger Wizlav III. ist (1302—1325). Unbemerkt, von niemand beachtet vollzog sich das Sterben des slavischen Volkstums. 200 Jahre später wußte man nichts mehr von ihm.

5. **Ernst Moritz Arndt.** Aus eines deutschen Mannes Lebenswerk. Herausgegeben von Fritz Grumbach. Mark 1,20.

„**Ostseezeitung**", **Stettin:** „Kein Buch über Arndt, abgesehen von einem kurzen, scharf gezeichneten Umriß seines Lebens. Auf 106 Seiten ein wohlgelungener Auszug aus dem Werk des großen Bannerträgers deutschen Wesens und Wollens in schwerer Zeit. Ein Buch zur schnellen Orientierung über Kerngedanken, Willensziele und Zusammenarbeit Arndts mit den großen Rettern des Vaterlandes vor 100 Jahren. Eine Sammlung der besten Lieder Arndts."

6. **Gewässer und Fischfang um Rügen** von Herm. Fraude. Mark 1,20.

„**Unser Pommerland**": „Das für einen weiten Leserkreis verfaßte Büchlein ist sehr inhaltreich und zeichnet sich durch große Sachlichkeit, gewandte Schilderung und leichte Verständlichkeit aus."
Prof. Dr. A. Haas.

★

„De Sternseier"

Niederdeutsche Gedichte und Sprüche von Nikolaus Niemeier von Hiddensee. In Ganzleinen Mark 2,—.

„**Tägliche Rundschau**": „Die Verse sind wie ein Bekenntnis, aus ihnen spricht die bittere Notwendigkeit, der Zwang, denen der Künstler unterworfen ist. Darin liegt das Gesetz alles Künstlertums, gestalten zu müssen, was an Erleben über alle Grenzen hinausgewachsen ist. Das gerade unterscheidet ja den Künstler vom gewöhnlichen Menschen, daß er hundertfach so stark erleben kann, daß sein Herz springt vor der Wucht der geschauten Dinge, daß es in ihm braust, wenn ein anderer kaum einen Ton hört. Und wie eine Befreiung ist ihm sein Werk, das stets noch die Spuren seines Herzbluts trägt. So ist jeder wirkliche Vers, jedes wahre Bild Selbstbildnis, Bekenntnis einer begnadeten Stunde. / So sind auch Niemeiers Gedichte. Alle Freude, alles Leid ist ihm eigenste Erfahrung, und gerade das Leid kennt er in seiner ganzen Tiefe. Er weiß auch, daß anderer Leid — Mitleiden — trösten kann und scheut sich daher nicht, von seinem Weh zu sprechen."
Dr. Ernst Herrmann.

„**Preußische Jahrbücher**": Die Verse haben bereits im niederdeutschen Sprachgebiet starken Widerhall gefunden, der ihnen hoffentlich auch auf hochdeutschem Sprachboden zuteil wird. Verdient hätten sie es gewiß. Nicht als ob Nik. Niemeier deshalb zu einem anderen Klaus Groth gestempelt werden sollte. Er ist viel weniger reich in seiner Gefühlsskala, viel weniger eigentlicher Lyriker, weil die Schwere seines Erlebens, die Härte seiner Erfahrung sich stets ins Herbe flüchtet! Dort aber findet er Töne, die so voll und nachhaltig kaum je gehört wurden. Erstaunlich, wie er sich fast bewußt Sparsamkeit in

Reim und Wortwahl auferlegt und gerade mit solcher Kargheit unerhörte Wirkungen heraufbeschwört. Rhythmisch und gedanklich. Hier sind letzte Erkenntnisse auf Formeln gebracht, die in Einprägsamkeit und Prägnanz schlechterdings nicht überboten werden können, und die dem besinnlichen Leser nicht mehr verloren gehen werden, weil sich scheinbarer Pessimismus zur Güte des Verstehenden geklärt hat."

Walter Heynen.

★

Die Grabschrift von Bobbin

Von Karl Tiburtius.

Neu herausgegeben von Dr. Walter Baetke.

★

Klaus Störtebeker

Ein König der Meere.

Von Wilhelmine Fleck. Kart. Mark 0,80.

„**Stralsunder Tageblatt**": „Ueber Klaus Störtebeker ist schon viel geschrieben, aber kaum ist wohl ein so abgerundetes Bild von ihm gegeben worden, wie es Wilhelmine Fleck in diesem kleinen schmucklosen Büchlein mit einer lebendigen Sprache gezeichnet hat. Die Verfasserin schildert zunächst den für Störtebeker von bestimmendem Einfluß gewesenen Vorfall auf dem Gute des Herrn Vorante zu Putbus und baut darauf das ganze Leben Störtebekers auf. Und das hat sie ausgezeichnet gemacht. Alles ist so einfach und doch so spannend geschrieben, daß man das Buch nicht aus der Hand legt, ohne es ganz gelesen zu haben."

Druck der Rügenschen Zeitungs- und Druckerei-GmbH., Putbus.